

Heinrich Schliemann, der Schatzgräber



Von
Otto Setffert

Alle Rechte vorbehalten

Sammlung belehrender
Unterhaltungsschriften
für die deutsche Jugend

begründet und herausgegeben

von

Hans Vollmer



Band 50.



Heinrich Schliemann, der Schatzgräber

von

Otto Seiffert.

Mit Illustrationen und Plänen.

Berlin

Hermann Paetel Verlag

G. m. b. H.



po 1813



gr

39722 / I

Alle Rechte vorbehalten.

Mitteilungen und Anfragen, soweit sie die Redaktion betreffen sind zu richten an Realschuldirektor Professor Lic. Hans Volmer in Hamburg 37, Klosterallee 23. Unerlangt eingesandten Manuskripten ist das Porto für evtl Rücksendung beizufügen.

0357 m

Dem 50. Bande der Sammlung zum Geleit.

„Jugendschriften, die bei voller Befriedigung der literarisch=ästhetischen Anforderungen religiöse, moralische und patriotische Wirkungen ausüben, sind in erster Linie zu empfehlen —“ mit diesen Worten, die der preußische Kultusminister kürzlich im Abgeordnetenhaus sprach, hat er sich zu dem Standpunkt bekannt, den die vorliegende Sammlung von ihrer Begründung an vertreten hat.

Im Jahre 1899 äußerte sich der Herausgeber in einer „Denkschrift“:

„Zur Privatlektüre der Kinder eignen sich zunächst gut geschriebene und für die betreffende Alters- und Bildungsstufe verständliche Darstellungen belehrenden, besonders geschichtlichen, geographischen und naturwissenschaftlichen Inhalts. Daneben kommen Schriften erzählender Art in Betracht, die ohne aufdringliche, der geschichtlichen oder psychologischen Wahrheit widersprechende Tendenz und in einer den literarischen Geschmack nicht gefährdenden Form das patriotische und sittlich=religiöse Bewußtsein zu entwickeln und zu stärken geeignet sind. — Der Kunstgenuß kann nicht den charakterbildenden Wert anderer Ideale ersetzen. — Das naturgemäß beim Kinde vor-

wiegende Interesse am Stoff auf dieser Stufe zu bekämpfen, ist unpädagogisch. Wohl aber sollen fließende Darstellung und geschickter Aufbau dem fähigeren Kinde unbewußt ein Gefühl für das Rechte und Schöne vermitteln, wodurch es später vor schlechter Lektüre bewahrt wird.“ —

Seitdem ist die „Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend“ bemüht gewesen, der Theorie die praktische Verwirklichung folgen zu lassen, und in der Vorrede zu diesem Jubiläumsbande darf es wohl gesagt werden, daß jene Bemühungen nicht erfolglos geblieben sind. In mehr als 200 000 Bänden ist die Sammlung heute verbreitet, und die allseitige Anerkennung, die sie bisher gefunden hat, gibt dem Verlag wie dem Herausgeber den Mut, an ihrem Ausbau rüstig weiter zu arbeiten.

Um ihre besondere Stellung innerhalb der Jugendliteratur zu kennzeichnen, sei es erlaubt, ein wenig weiter auszuholen.

Jeder Volksfreund wird sich freuen über den spontanen Protest gegen den Schmutz in Wort und Bild, der jetzt von allen Seiten laut wird, nicht als Muckerei und Brüderie, von Frömmlern künstlich gemacht, sondern als kerngesunde Regung im deutschen Volkstum, das das ihm aufgedrungene Gift als seinem innersten Wesen fremd empfindet und wieder auszuscheiden strebt. Den Skeptikern, die an das Überhandnehmen jenes Schmutzes nicht glauben wollten, mußten bei den lehrreichen Ausstellungen dieser

Sorte von Literatur, so im Reichstagsgebäude zu Berlin, die Augen aufgehen.

Aber neben diesem Schmutz existiert so unendlich viel Schund in der Literatur, der durch Verfügungen, Proteste und Resolutionen nicht zu beseitigen ist. Und doch richtet auch der bei jung und alt ungeheuren Schaden an, schon dadurch, daß er den Geschmack für besseren Lesestoff verdirbt, vor allem aber durch Überreizung der kindlichen Einbildungskraft, die schon manchen — die Statistiken beweisen es — auf verhängnisvolle Irrwege brachte. Wie spricht doch Karl Moor zu Kosinski von den Leuten, die die jugendlichen Gemüther durch aufregende Lektüre reizen, „die kindische Phantasie erhitzen und mit der tollen Sucht zum großen Manne anstecken?“: „Man sollte dergleichen unvorsichtige Kanailen auf die Galeere schmieden!“ — Eine entsprechende Anwendung auf die Sherlock Holmes-Literatur, die Nick Carter- und Buffalo Bill-Hefte und ähnliche Ware kann ich mir wohl sparen.

Das Schiller-Citat zeigt uns schon, daß die Kritik an der Jugendliteratur nicht ganz von heute ist. Eine Geschichte der Theorien über Jugendlektüre müßte bis auf Plato und noch weiter zurückgehen. Wir wollen uns auf die neuere Zeit und auf Deutschland beschränken und auch hier nur skizzieren.

Als gegen den Ausgang des 18. Jahrhunderts aus den Kreisen der sog. Philanthropen die eigentliche Jugendschrift hervorging, die in oft geradezu läppischer Weise in Form und Inhalt zu den Kleinen hinabstieg und das Geplapper der Unmündigen imi-

tierte, da regte sich auch alsbald der Widerspruch. Ein Herder geißelte diese Art und wies in seinen Ephoratsreden wiederholt darauf hin, daß die Jugend an der Nationalliteratur zu schulen sei. „Von der Fabel, vom Märchen an“ — heißt es einmal bei ihm — „durch alle Gattungen des Vortrags sollte das Beste, was wir in unserer Sprache sowohl in eigenen Produkten als Übersetzungen haben, in jeder wohleingerichteten Schule durch alle Klassen laut gelesen und gelehrt werden . . . es gibt dem Gemüt Freude, der Phantasie Nahrung, dem Herzen einen Vorschmack großer Gefühle und erweckt, wenn dies bei uns möglich ist, einen Nationalcharakter.“ — Abraham Gotthelf Kästner aber, der bekannte Mathematiker und Epigrammatist, verspottete jene Scribenten in den Versen:

Dem Kinde bot die Hand zu meiner Zeit der Mann;
Da streckte sich das Kind und wuchs zu ihm heran.
Jetzt kauern hinab zum Kindlein
Die pädagogischen Männlein.

Unter dieses Verdammungsurteil fällt übrigens noch heute manches, was von sonst recht kritischer Seite als Kinderlektüre angepriesen wird, so z. B. auch etwas so Modernes wie Dehmels „Fizebuße“ mit seinem nachgeahmten Kindergeschwätz.

Ein Name darf selbst in der gedrungensten Übersicht über die Entwicklung der Jugendliteratur nicht fehlen: Philipp Waßernagel, der Gelehrte und Schulmann. Was Herder gefordert hatte, das setzten seine Lesebücher in die Tat um, indem sie der

Jugend die alten und neuen Schätze der National-literatur zugänglich machten. Ein Chamisso hatte Ph. Wackernagel zu danken, daß er ihn erst populär gemacht habe: „Ich weiß, nun werde ich nicht vergessen.“ Und neben diesem ließe sich noch mancher andere Dichter nennen, dem Wackernagel in ähnlicher Weise diente; ich erwähne nur Arnim, Brentano, Claudius, Eichendorff, Heine, Hölderlin, Kerner, Platen und Rückert. Auch für die neuerdings mit Recht wieder stärker betonte Pflege des Dialektes ist Ph. Wackernagel eingetreten, gemeinsam mit seinem älteren Freunde Wilhelm Harnisch, dem er auch sonst manche Anregung verdankt; in ihrer Schätzung der deutschen Mundarten sind wohl beide vom Turnvater Jahn beeinflusst.

Wackernagel lehnt die Jugendliteratur ab. „Die Jugend bedarf keiner besonderen Schriften; wir haben sie nur davor zu bewahren, daß sie nicht in ein späteres Alter hinübergreife und Bücher lese, die allein Erwachsenen zustehen.“ Das ist eine pointiert ausgesprochen. These, deren Schärfe sich aus dem geschilderten übelstand der damaligen Jugendliteratur erklärt, die sich nicht entblödete — um nochmals mit Wackernagel zu reden — „den Ernst wie den Scherz, das Höchste wie das Niedrigste seiner eigentümlichen Form zu entkleiden und auf die Mißgestalt herabzusetzen, in der es, wie sie sagen, allein von Kindern verstanden werden könne.“ Es wäre ebenso vorschnell wie untrifftig, Wackernagels Worte gegen alles, was sich heute als Jugendschrift präsentiert, zu kehren. Nicht

der Titel ist der Prüfstein. Daß sie auch von Erwachsenen mit Genuß und Gewinn gelesen werde, das ist die wichtige Forderung, die wir im Sinne Wackernagels an eine gute Jugendlektüre stellen. Nicht alle gute Volksliteratur ist an sich schon geeignete Jugendlektüre; aber jede gute Jugendschrift soll auch dem reifen Leser etwas bieten.

Inzwischen ist allen Warnern zum Troß das Feld der besonderen Jugendliteratur in unheimlichem Maße weiter beachert worden. So wurde die sich tendende Tätigkeit einer Jugendschriftenkritik eine unabweisliche Notwendigkeit, um unsere Kinder vor schädlichem oder doch unnützem Zeug zu bewahren und aus der schier beängstigenden Fülle des Alten und Neuen das Gute herauszulesen. Erzieher höherer Schulen sind auf diesem Wege vorangegangen; es sei hier nur der Katalag von Dr. Georg Ellendt erwähnt. Hohe Anerkennung verdient aber die eifrige Beteiligung der Volksschullehrer an dieser Arbeit, aus denen sich in der Schweiz, in Österreich und Deutschland besondere Prüfungsausschüsse bildeten. Ohne Frage haben sie das Verdienst, eine kritische Stimmung gegenüber der über- und Schundproduktion auf dem Gebiete der Jugendliteratur in weite Kreise hineingetragen zu haben. Einseitigkeiten sind dabei mit untergelaufen; dahin rechne ich vor allem ein übertriebenes Tendenzwittern bei der Beurteilung des Patriotischen und Religiösen wie die oft geradezu manierierte Betonung des Ästhetischen.

Gewiß ist jede aufdringliche Tendenz, die dem gesunden Realismus des kindlichen Empfindens widerspricht, zu verwerfen. Und daß die Jugend durch gute Gewöhnung zu einer naiven Freude am Schönen erzogen werden könne und solle, bin ich der letzte zu bestreiten. Aber den Prüfungsausschüssen ist mit vollem Recht von den verschiedensten Seiten, auch aus den Kreisen der Volksschullehrer selbst, der Vorwurf gemacht worden, daß sie die aus jenen Sätzen folgenden Forderungen auf die Spitze trieben. Denn die Erziehung zum literarischen Kunstgenuß in der von manchen Heißspornen der Prüfungsausschüsse geforderten Ausdehnung ist an sich unausführbar und gefährdet in der erstrebten Ausschließlichkeit andre, höhere Erziehungsziele, wie Vaterlandsliebe und sittlichen Takt. Höchst verdienstliche neuere Gründungen, die aus dieser Volksschullehrerbewegung hervorgingen, sind die bekannten Zehnspfennighefte der „Deutschen Jugendbücherei“ und der „Bunten Jugendbücher“, denen übrigens andere treffliche Unternehmungen zur Seite stehen. Aber Hefte und Hestchen sind keine Bücher, die Jugend soll nicht nur unterhalten sein; nicht nur Phantasie und Gemüt bedürfen einer planmäßigen Pflege durch geeignete häusliche Lektüre; diese soll auch in angenehmer Weise der Belehrung dienstbar gemacht werden.

Solche Erwägungen führten den Unterzeichneten vor nun 14 Jahren zur Begründung der vorliegenden Sammlung. An guter, auch für die Jugend geeigneter Belletristik war schon damals kein Mangel,

wohl aber an Schriften, die, frisch und mustergültig in der Form und wahrheitsgetreu im Inhalt, gleichsam spielend eine Summe von wünschenswerten Kenntnissen vermitteln, die die Schule nicht geben kann. Die günstige Aufnahme, die die vom Verlag geschmackvoll ausgestatteten Bändchen inzwischen bei jung und alt, bei den Prüfungsausschüssen ebenso wie bei den Behörden gefunden haben, zeigt, daß die Gedanken, die zur Begründung der Sammlung führten, richtig und zeitgemäß waren.

Über die bisherigen Erscheinungen gibt der diesem Bande angehängte Prospekt im einzelnen Auskunft. Manches ist inzwischen durch jüngere Unternehmungen nachgeahmt worden; das tut nichts: Raum für alle hat die Erde. Aber die ältere Gründung hat auch keineswegs vor, sich an die Wand drücken zu lassen, und darum sei ausdrücklich betont, daß z. B. die durch Darbietungen aus den Quellen erzielte Unmittelbarkeit geschichtlicher Darstellungen innerhalb der Jugendliteratur zum ersten Male im 3. und 4. Bande unserer Sammlung geboten worden ist, wie sie denn auch die Veranstaltung von Auszügen aus bedeutenden Reisebeschreibungen und die Idee der erwanderten Heimatkunde als ihr geistiges Eigentum in Anspruch nimmt.

Nicht alle Bändchen sind für alle Altersstufen berechnet und geeignet; doch sind die meisten für 12—14jährige Kinder verständlich, ohne jedoch damit Reiz und Nutzen für ein reiferes Alter zu verlieren. Immer wieder dürfen wir uns des Lobes freuen,

daß auch Erwachsene sich durch sie angeregt fühlten, wenn sie einmal mit dem üblichen Vorurteil brachen und diese Jugendschriften zur Hand nahmen. — Mit der vorliegenden, keineswegs nur für Gymnasialen geeigneten Schilderung des fast romanhaft anmutenden Lebens von Heinrich Schliemann und seiner lichtverbreitenden Arbeit schien dem Herausgeber für den Jubiläumsband ein ganz besonders geeignetes Thema gefunden zu sein. Ein Mann, der unter unendlichen Schwierigkeiten durch klare, nüchterne Erfassung der gegebenen Verhältnisse sich die Möglichkeit erkämpft, einen schwärmerisch gehegten Jugendtraum zu verwirklichen und dabei mit sicherer Beherrschung der Realien der idealen Wissenschaft unschätzbare Dienste leistet, ist wie kaum ein anderer geeignet, unserer heutigen Jugend zum Vorbild zu dienen. Neben der Begeisterung für die Herrlichkeit der Antike und ihre Erforschung, die die nachfolgende Darstellung bei jedem geweckten deutschen Knaben auslösen wird, ist die sittliche Stählung, die von Schliemanns Persönlichkeit ausgeht, als mindestens ebenso wichtiger Ertrag der Lektüre in Anschlag zu bringen.

So möge denn dieser 50. Band der ganzen Sammlung als Jubelgabe recht viele neue warmherzige Freunde erwerben!

Hamburg, im August 1913.

Hans Vollmer.





Vorwort.

Das vorliegende Buch verfolgt einen doppelten Zweck: Es soll das Leben eines Mannes schildern, der, gleich ausgezeichnet durch nie versiegenden Idealismus wie durch rücksichtslose Tatkraft, sich aus den dürftigsten Verhältnissen zur höchsten Höhe des Lebens emporgeschwungen hat, und es soll andererseits durch Einführung in die mykenische Kultur Lust machen zu archäologischer Beschäftigung.

Über seinen Lebensgang hat Heinrich Schliemann in der Vorrede mehrerer seiner Schriften, vor allem seines Buches *Ilios* Zukunft gegeben. Von seinen wichtigeren Angaben habe ich kaum eine ungenützt gelassen; andererseits habe ich auch nichts hinzu erfunden. Mein Bestreben war, das von Schliemann kurz Angedeutete auszuführen und ein Charakterbild zu zeichnen, das psychologisch richtig und nachsüßbar und dadurch geeignet ist, namentlich die Jugend zu begeistern und zur Nachahmung anzuapornen.

Von den Stätten, die Schliemann ausgegraben hat, kommen Troja, Mykene und Tiryns in erster Reihe in Betracht. Es war indes auch nötig andere, spätere Grabungen, namentlich auf Kreta, heranzuziehen, um ein möglichst umfassendes Bild der mykenischen Kultur zu entwerfen. Der Kundige wird merken, daß die Darstellung fast durchweg aus eigener Anschauung der Gegenstände und Örtlichkeiten geflossen ist.

D. G.



I n h a l t.

Jugendspiele.	1
Die Erzählung vom Kampfe um Troja.	6
„Heinrich der Schatzgräber.“	10
Trübe Tage.	13
Träumer oder Rechner?	16
Die Krankheit	25
In Hamburg	28
Der Schiffbruch. In Amsterdam.	36
Schliemann lernt fremde Sprachen	39
Glück und Unglück in St. Petersburg	47
Der Brand in Memel	50
Kaufmann und Forscher	60
Der Millionär	70
Schliemann gräbt Troja aus.	
Die trojanische Ebene	77
Die Schwierigkeiten der Ausgrabungen in Troja	83
Die neun trojanischen Ansiedlungen.	96
Die trojanischen Schatzfunde	108
Rückblick auf Troja und Ausblick	115
Schliemann entdeckt die Goldschätze Mykenes.	
Die Landschaft Argolis und ihre Sagen	120
Die mykenischen Kuppelgräber	124
Die Aufdeckung der Schachtgräber	128
Die Art der Bestattung in den Schachtgräbern	134
Mykenische Totengeschenke	141
Die Ausgrabungen in Tiryns.	155
Mykenische und kretische Kultur	167
Schliemanns letzte Lebensjahre	188
Verzeichnis der Abbildungen.	195



W. H. Sullivan



Jugendspiele.

Vor dem Pfarrhause in Antershagen in Mecklenburg ging es gar lustig zu. „Der Ritter Henning Bradenkirl, der Ritter Henning Bradenkirl“ klang es durch die aufgeregte Kinderschar, die dort wartend stand. Da brachten ihn die anderen auch schon angeschleppt, den schrecklichen Ritter, der die Plage der Landstraße gewesen war und seinem Lehnsherrn selbst, dem Herzog von Mecklenburg, drüben beim Wartensberge aufgelauret hatte. Zum Glück hatte ein getreuer Kuhhirt den Herzog gewarnt. Jetzt war dieser mit seinen Mannen vor die Burg des Raubritters gezogen; lange hatten die Insassen sich tapfer verteidigt, dann aber waren die Belagernden durch eine Seitenpforte eingedrungen, und schließlich hatte man den grimmen Rittersmann gefangen. Dies alles hatte die Dorfjugend naturgetreu dargestellt, und jetzt führte man in wildem Zuge ihn herbei, den grausamen Raubritter. Er glich wirklich jenem Ritter Henning von Holstein, den das Volk Henning Bradenkirl nannte, und dessen lebensgroßes Bild in Ton geformt an einer

Hinterwand des Schlosses eingemauert war. Ein kleiner, stämmiger Kerl mit struppigem Haar und großen, abstehenden Ohren war ausgesucht worden, den Ritter darzustellen, und er bemühte sich redlich, durch Geschrei und Gesichterschneiden das Konterfei lebenswahr zu gestalten. Nur seine aus Pappe hergerichtete Rüstung war nach dem harten Kampfe arg zerschliffen, und sein Helm, der ihm heruntergeschlagen worden war, und den ein mit einem großen Stecken bewaffneter Wächter triumphierend in der Hand schwenkte, war nicht ganz rittergemäß; es war ein alter Landwehrtschako, den man sich vom alten guten Feldhüter geborgt hatte; denn der war Anno 13 bei den Preußen gewesen, als man Napoleon aus dem Lande jagte. Aber sonst stimmte alles, das ganze gefährliche Treiben des Ritters von seinem Überfall auf den Herzog bis zu seiner Gefangennahme auf dem Schlosse, der jetzigen Ruine von Antershausen, hatten die Dorfjungen sich selber vorgeführt. Das war jetzt ihr neuestes Spiel. Heinrich Schliemann, des Pastors Sohn, hatte trotz seiner 9 Jahre alles angeordnet und geleitet. Er wußte alles so klar zu schildern, allen so deutliche und dabei so lustige Anweisungen zu geben, daß sie Feuer und Flamme für sein Spiel waren und sich ihm willig unterordneten. Auch jetzt leitete er das feierliche Verhör, das mit dem Gefangenen angestellt wurde und sich namentlich auf die Schätze bezog, die er neben dem dicken Turm vergraben haben sollte. „Morgen kommt Ihr alle mit Hacken und Schaufeln, und dann graben wir nach,

ob wir nicht doch noch etwas von den Ritterschätzen finden," so entschied zuletzt der kleine Anführer, und man sah es ihm an, daß es nicht bloß Spiel für ihn war. Seine Augen strahlten, seine Wangen glühten, als er daran dachte, was für Geheimnisse alter Zeiten dort drüben unter dem Erdboden schlummern könnten, und noch lange saß er in stiller Begeisterung da, als die andern Kinder sich längst zerstreut hatten, um zum Abendbrot zu gehen.

Nur ein kleines Mädchen war bei Heinrich geblieben, Minna Meinde, die Tochter des Gutspächters aus dem benachbarten Dorfe Zahren, die mit ihren Eltern heute zu Pastor Schliemanns zu Besuch gekommen war. „Meinst Du wirklich, Heinrich," fragte sie, „daß des Ritters Schätze noch unter dem dicken Turme liegen?" Fast betroffen sah der Knabe sie an. „Warst Du nicht neulich selbst dabei, als unser Knecht die alten rostigen Kettenringe zeigte, die er beim Aekern gefunden hatte? Und drüben in Rums-hagen hat vorgestern der Herr von Gundlach den Hügel neben der Kirche aufgegraben und uralte Krüge gefunden, der Schneider Wöllert erzählt sogar, drei Fässer mit starkem altrömischen Bier. Ach, wenn man uns doch einmal beim dicken Turme recht tief nachgraben ließe! Und was mag sonst alles unter der Erde liegen, was nur darauf wartet, daß jemand kommt, um es hervorzuholen. Dann steigen sie mit empor, die alten Helden, von denen mein Vater immer am Abend erzählt."

„Ach ja," jagte Minchen und schmiegte sich

enger an den Knaben an, „und drüben in dem Teiche, den sie das Silberschälchen nennen, ruht ganz in der Tiefe eine köstliche silberne Schale, und bei Vollmondschein steigt jedes Jahr einmal eine schöne Jungfrau aus dem Wasser und hält die Schale hoch über ihre Locken empor. Und erst gar dort, wo jetzt die Sonne untergeht, dort liegt in dem Hügel die goldene Wiege, in der der alte Raubritter sein Lieblingskind begraben hat.“ München seufzte; sie hätte so gern einmal die schöne Jungfrau und fast noch lieber die goldene Wiege gesehen. Aber das können ja nur Sonntagskinder, und sie war keines, ebenso wenig wie Heinrich.

Der aber setzte jetzt eine gar altkluge Miene auf und sprach in fast belehrendem Tone: „Was Du da von Raubrittern und goldener Wiege sprichst, München! Der Hügel drüben, so hat Vater gestern erzählt, ist ja ein Hünengrab.“ „Ein Hünengrab? Was sind denn das, Hünen?“ fragte das Mädchen. „Ganz genau kann ich Dir das selbst nicht sagen,“ versetzte der Kleine in einiger Verlegenheit. „Selbst die gelehrten Leute wissen es nicht genau. Hünen, sagt Vater, bedeutet eigentlich Riesen. Aber vielleicht sind nicht wirkliche Riesen dort begraben, sondern Männer, die durch ihre Tapferkeit, ihre Klugheit, ihre Macht über die anderen hervorragten. Die Hünengräber sind vielleicht Häuptlingsgräber. Wenn in alten Zeiten, als noch wilde Völkerstämme hier wohnten, solch ein Häuptling gestorben war, da wurden ungeheure Steine herbeigeschleppt und im Kreise aufgestellt; zwischen sie bettete man den Leichnam des verstorbenen

Anführers, und oben auf die anderen Steine legte man wie einen Deckel den allergrößten, breitesten, damit er den Toten schütze. Dann wurde Erde darüber gehäuft, und weithin ragte so das Grabmal, damit es ringsum die Leute, manchmal selbst vom Meere aus, sehen könnten. Und Vater hat uns gestern Abend gar schön davon erzählt, wie vielleicht hier, wo jetzt Ankershagen steht, vor vielen hundert Jahren Tausende tapferer Krieger zusammengekommen sind und ihren Häuptling beklagt und ihm Opfer dargebracht haben — vielleicht sogar Menschenopfer, Mädchen, von gefangenen Feinden —, und wie man in wochenlanger Arbeit all die großen Steine herbeigewälzt hat.“ Voll Verwunderung, fast mit Bangen hörte das Mädchen an, was Heinrich, an einigen Stellen in den Wortlaut der Erzählung des Vaters verfallend, ihr berichtete. Dann aber rief sie plötzlich mit leisem Bedauern: „Wie muß das schön gewesen sein! Und Du weißt wieder alles auswendig. Wie schade, daß ich nicht schon gestern hier war, als Dein Vater es erzählte!“ „Nun hast Du es ja doch von mir erfahren,“ tröstete der Knabe, „und nächsten Sonntag mußt Du sicher zu uns kommen, da hat der Vater uns noch etwas viel Schöneres versprochen. Er will uns von einer alten Stadt erzählen, die zwölfhundert Jahre vor Christi Geburt nach zehnjähriger Belagerung von den Griechen verbrannt und zerstört worden ist.“ „Von den Griechen, was waren denn das für Männer?“ „O ein gar tapferes, edles Volk mit vielen Schiffen und Streitwagen und riesigen Waffen.

Und sie führten damals Krieg mit den Feinden um ein schönes Weib, und die Götter selbst nahmen am Kampfe teil, bis endlich die Stadt zerstört wurde.“ „Wer aber waren die Feinde, und wie hieß ihre Stadt?“ „Die Feinde wohnten in Kleinasien und waren auch sehr tapfere Helden, und die Stadt, von der Vater erzählen will, hieß Troja. — Doch horch, die Mutter ruft uns, auch wir müssen jetzt zum Abendessen gehen.“

Die Erzählung vom Kampfe um Troja.

Am Nachmittag des nächsten Sonntags saß eine neugierige Kinderschar erwartungsvoll im Studierzimmer des Pastors Ernst Schliemann. Neben den eigenen Kindern des Pastors hatten die Kinder des Gutspächters Heldt aus Ankershagen und Minna Meinke sowie ihre ältere Schwester Luise sich eingefunden. Auf Karl und Hermann Heldt war Heinrich allerdings einige Tage nicht gut zu sprechen gewesen; er schob ihnen die Schuld zu, daß ihr Vater mit einem kräftigen Donnerwetter dazwischen gefahren war, als die Dorfjungen unter Heinrichs Führung hatten anfangen wollen, neben dem dicken Turme, der auf dem Heldtschen Grundstücke stand, ein tiefes Loch zu graben. Heinrich meinte, er hätte an der Stelle seiner Freunde seinem Vater sicher die Erlaubnis dazu abgerungen, und machte ihnen Vorwürfe, daß sie nicht genug Begeisterung für die Schätze besäßen, die in der Erde ruhten.

Doch heute war der Zwist wieder gütlich beigelegt. Minna Meincke hatte wie öfter die Vermittlerin gespielt und Heinrich zur Versöhnung bewogen. Ganz selig, daß es ihr gelungen war, Frieden zu stiften, saß sie jetzt neben ihm und lauschte gespannt den Worten des Pastors.

Der aber setzte sich bequem zurecht in dem hölzernen Sessel mit dem ledernen Sitz und den breiten Armlehnen und begann zu erzählen, wie einst Paris, der Sohn des Königs Priamos, zwölf wohlgebaute Schiffe bemannte und nach Griechenland hinüberfuhr. Auf seiner Reise kam er auch nach Sparta zum Könige Menelaos und seiner Gattin Helena, der schönsten aller Frauen. Von Liebe zu ihr ergriffen, raubte er Helena, begünstigt von Aphrodite, der Göttin der Liebe, und brachte sie über das Meer nach Troja. Viele Trojaner verargten ihm seine Freveltat, aber als sie Helena erblickten, wurden auch sie so sehr von ihrer Schönheit ergriffen, daß sie sie als kostbarstes Kleinod in ihrer Stadt zu behalten beschloßen. Durch Griechenland aber ging ein Schrei der Entrüstung. Eine Königin geraubt von fahrenden Fremdlingen, die schönste aller Frauen aus dem Lande entführt! An alle Fürstenhöfe, selbst nach den Inseln hinüber eilten die Boten. Und alle Helden erklärten sich bereit, den Frevel zu rächen und mit ihren Mannen hinüberzufahren, um die schöne Beute zurückzuführen und Troja zu strafen. Keiner blieb aus, der auf Ansehen und Kriegsruhm Anspruch machte.

Behn Helden ragten besonders hervor: Menelaos

selbst, der beleidigte Gatte, und Agamemnon, sein Bruder, der König des goldreichen Mykene, der Oberfeldherr des ganzen Heeres; Diomedes, der jugendstolze Herrscher von Argos, Idomeneus und Meriones aus Kreta, der riesige Nias aus Salamis und sein listiger Namensgenosse, der König der wilden Lokrer. Der schlaueste aller Griechen war Odysseus von Ithaka, der weiseste der alte Nestor aus Pylos, der schon über das dritte Menschengeschlecht herrschte. Keiner aber kam an Tapferkeit, Schönheit und kühnem Mute dem jugendlichen Achilleus gleich, dem Sohne des Peleus und der Meergöttin Thetis.

Die griechische Flotte landete glücklich bei der troischen Ebene am Südufer des Hellespont; noch nie hatte die Welt so viele Schiffe und Helden zusammen gesehen. Aber hatten die Griechen gehofft, einen schnellen Sieg davonzutragen, so sahen sie sich bitter getäuscht. Riesenhoch und stark ragten die Mauern Trojas auf; kein anstürmender Krieger konnte sie erklimmen, keine noch so starke Schar eine Bresche hineinlegen.

Und viele tapfere Männer schirmten Ilios — das ist ein anderer Name für Troja — und seine Burgfeste Pergamos. Nicht König Priamos war es, der diese Männer führte und zu stets neuer Tapferkeit antrieb — er war schon zu alt, seine Kraft war erloschen, und nur im Räte noch nützte er seinen Bürgern —, auch Paris nicht, sein schöner Sohn, der frevelhafte Urheber des Krieges — der war zwar tapfer, aber lässig und bequem und unempfindlich für

die Gebote der Ehre —, aber ein anderer Priamossohn schützte die Stadt mit nimmer rastendem Mute, Hektor der Starke, Edle, Ehrenfeste. Der frömmste Diener der Götter, der liebeichste Sohn, der zärtlichste Gatte, der Trost aller seiner Volksgenossen, schritt er in der Feldschlacht einher, dem Kriegsgott vergleichbar. Wo das Getümmel sich am dichtesten drängte, war er zu schauen, wo ein gewaltiger griechischer Held in den ersten Reihen erschien, suchte Hektor ihn zu erreichen, voll Verlangen nach ebenbürtigem Kampfe. Ihm zur Seite schritt oft Aeneas, der Sohn des Anchises und der Aphrodite, oder Sarpedon und Glaukos, die wie viele andere benachbarte Fürsten den Troern zu Hilfe geeilt waren.

So zog der Krieg sich zehn Jahre hin, und noch war kein Ende abzusehen. Viele Zweikämpfe tapferer Helden fanden in der troischen Ebene statt, gar mancher sank hin in den Staub und rötete die fremde Erde mit seinem Herzblut. Gerade die edelsten Helden erlagen im Laufe der Zeit dem jähen Verhängnis. Patroklos, des Achilleus herrlicher Freund, fiel durch Hektors Speer, Hektor hauchte beim Stäisichen Tore sein Leben aus, getroffen von der Lanze Achills. Auch dieser aber folgte bald seinem Freunde in die Hallen des Todes, tödlich verwundet durch Paris' tückischen Pfeil. Immer mehr häufte sich das Leid unter Belagerern und Belagerten.

Was Tapferkeit nicht erreichte, gelang schließlich der Klugheit. Odysseus, der Vielgewandte, Erfindungsreiche, baute ein hölzernes Pferd und barg in seinem

hohlen Leibe die tapfersten Helden der Griechen; die andern fuhren zum Scheine davon. Jubelnd strömten die Troer aus den Thoren im frohen Wahne, jetzt aller Kriegsnot ledig zu sein; sie zogen das Pferd in die Stadt und gaben sich der Freude und der langentbehrten Ruhe hin. In der Nacht aber, als alle schliefen, stiegen die griechischen Helden aus dem Pferde und öffneten den andern, die heimlich zurückgekehrt waren, die Stadt. Ein schreckliches Morden erhob sich; Priamos und seine Söhne wurden erschlagen, Helena von ihrem Gatten zurückgewonnen, und Troja selbst wurde ein Raub der Flammen. Nur wenige Troer retteten sich unter der Führung des edlen Aeneas. Seinen Vater Anchises auf dem Rücken tragend, an der Hand seinen kleinen Sohn Askanios, floh er aus der brennenden Heimat; nach langen Irrfahrten gründete er in Italien eine neue Stadt.

„Heinrich der Schatzgräber.“

Wohl zwei Stunden lang erzählte Pastor Schlie-
mann vom Kampfe um Troja. Er sprach in der
ihm eigenen Weise, in schlichten, aber gewählten Wor-
ten, indem er nur manchmal, wenn er recht eindring-
lich sein wollte, zu vollerem, reicher gestaltetem Aus-
druck sich erhob.

Lautlos hörten die Kinder ihm zu, nur bisweilen
richtete der eine oder der andere sich straffer auf oder
gab durch Bewegungen seinen Anteil kund, wenn ein

Teil der Erzählung ihn besonders lebhaft erfaßte. Als der Pastor geendet, herrschte erst eine Weile tiefe Stille; dann aber wurde es lebendig, fast jeder wollte eine Frage beantwortet haben. Der eine fragte nach den Irrfahrten des Aeneas, der andere wollte noch mehr von dem Riesen Nias erfahren, Luise fragte nach Hektors Gattin Andromache, der siebenjährige Ernst nach dem Aussehen des hölzernen Pferdes.

Heinrich hatte voller Begeisterung zugehört, kein Wort des Vaters war ihm entgangen. Am meisten aber hatten die Stellen auf ihn Eindruck gemacht, wo sein Vater vom Hellespont und der trojanischen Ebene, von den durch Götterhände erbauten riesigen Mauern Trojas und dann von der schwelenden Trümmerstätte erzählte, die die Griechen bei ihrem Abzuge zurückließen. „O Vater, erzähle uns doch noch, was weiter aus Troja geworden ist!“ bat er einmal ums andere. „Eine so große Stadt kann doch nicht spurlos von der Erde verschwunden sein.“ „Du möchtest wohl auch dort wieder nach Schätzen graben wie neulich beim dicken Turm!“ Karl Heldts muntere Stimme war es, die diese Worte dazwischenwarf, und die andern Kinder stimmten fröhlich in sein Lachen ein. Heinrich wurde blutrot und war im Begriff, eine scharfe Antwort zu geben, aber Minchen sagte freundlich seine Hand, und der Vater sagte begütigend: „Laß nur gut sein, mein Junge; von Troja sind wohl keine Überreste mehr zu finden; aber hier will ich Dir ein Bild der alten Stadt zeigen.“ Damit nahm er ein dickleibiges Buch zur Hand, das er sich schon vorher zu-

recht gelegt hatte, Ferrers „Weltgeschichte für Kinder“, die drei Jahre vorher, im Jahre 1828, in vierter Auflage erschienen war, und zeigte ihm eine Abbildung des brennenden Trojas mit seinen ungeheuren Mauern, dem Stäischn Tore und dem fliehenden Aneas, der seinen Vater Anchises auf dem Rücken trug und den kleinen Askanios an der Hand führte. „Vater, Du hast Dich geirrt,“ rief voll Eifer Heinrich unter dem Lachen der anderen, „Ferrers*) muß Troja gesehen haben, sonst hätte er es ja nicht hier abbilden können.“ „Aber das ist doch ein erfundenes Bild,“ war die Antwort. „Nein, Vater,“ rief Heinrich, „wenn solche Mauern einmal dagewesen sind, so können sie nicht ganz vernichtet sein, sondern sind wohl nur unter dem Staub und Schutt von Jahrhunderten verborgen.“ „Und Heinrich wird einst hingehen und sie und die Schätze des Priamos ausgegraben,“ klang wieder die lachende Stimme aus der Ecke, in der Karl Helldt stand; „jetzt weiß ich doch auch, wie wir ihn zum Unterschiede von den anderen Heinrichen im Dorfe fortan nennen sollen: Heinrich den Schatzgräber!“ Besorgt schmiegte sich Minchen an ihren kleinen Freund. Der aber dachte jetzt nicht mehr daran, die Worte des anderen übelzunehmen, sondern rief in überströmender Begeisterung: „Ja, so soll es sein, und wenn ich groß geworden bin und Du hier in Ankershagen sitzt und klagend Deine Äcker bestellst, will ich hinausziehen und nach den Schätzen Trojas graben.“ „Und

*) So erzählt Schliemann selbst fast wörtlich in seiner Lebensgeschichte am Anfang seines Buches „Ilios“.

ich," sagte Minchen, „helfe Dir dabei.“ Lachend und scherzend ging die fröhliche Gesellschaft ins Nebenzimmer, wo die Frau Pastor den Tisch zum Abendbrot gerüstet hatte.

Trübe Tage.

Frau Pastor Schliemann war eine stille, zarte Frau mit blassem Gesicht und großen, oft etwas traurig blickenden Augen. Sieben Kinder hatte sie ihrem Gatten geboren, drei Knaben und vier Mädchen. Da gab es schwere Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Das Einkommen der Pfarrstelle war nur gering. Und Frau Schliemann war kränklich und der schweren Anstrengung kaum gewachsen. Mit Wehmut blickte sie oft auf ihren Lieblingssohn Heinrich, dessen Lebensschicksale sie gern recht lange behütet und beschirmt hätte. Aber würde ihre eigene Lebenskraft dazu ausreichen?

Der Winter 1832 war hart und lang. Es schien, als ob es gar nicht mehr Frühling werden wollte. Die zarte Frau wurde blässer und blässer, ihre Augen immer größer und trauriger. Wann werden endlich die ersten warmen Sonnenstrahlen kommen? Als sie kamen, war es mit ihrer Kraft zu Ende. Kurz nach Ostern trug man sie hinaus auf den stillen Gottesacker.

Keinem ging ihr Tod näher als Heinrich. Stundenlang saß er einsam am Fenster und blickte nach

dem Friedhof hinüber. Wo waren jetzt die Jugendspiele, wo die Träumereien von Troja! Der Mutter zarte Gestalt stand immer vor seiner Seele statt der Feen und Ritterschwestern, der Hünen und der trojanischen Helden.

Besorgt blickte Pastor Schliemann auf seinen Sohn. Er muß heraus aus der traurigen Umgebung, sagte er sich, in meinem Hause fehlt ihm ohnedies jetzt die mütterliche Pflege. Sein Bruder, der Prediger Friedrich Schliemann in Ralkhorst, nahm den Knaben auf einige Zeit zu sich. Und hier lernte Heinrich zum ersten Male in seinem Leben den Segen dessen kennen, was seitdem sein Leitstern geworden ist, den Segen der Arbeit. Unter Leitung eines tüchtigen Kandidaten lernte er mit Eifer Lateinisch und andere Wissenschaften. Hatte ihn bisher die Trauer um seine Mutter beherrscht, so war es jetzt das Streben, seinem Vater Freude zu machen.

Freudestrahlend brachte der Elfjährige seinem Vater beim Weihnachtsbesuche einen selbständig angefertigten lateinischen Aufsatz; waren auch manche schlimmen Fehler darin, so war doch nach dem alten lateinischen Sprichworte der Wille zu loben. Und der behandelte Stoff? Das waren natürlich wieder die alten Lieblingsgeschichten, die Hauptereignisse des trojanischen Krieges, die Abenteuer des Odysseus und die Heimkehr des Agamemnon. Reiches Lob wurde dem eifrigen Lateiner zuteil. Aber was war es wohl, was den Vater so traurig dreinschauen ließ, was ihn veranlaßte, den Blick vom frohen Gesicht seines Sohnes

abzuvenden und bekümmert zum Fenster hinaus zu sehen?

Sorgenvoll ging er mehrere Tage umher. Am Vorabend des Tages endlich, an dem Heinrich nach Kalkhorst zurückkehren sollte, nahm er den Knaben zu sich. „Mein lieber Junge,“ sagte er, „ich muß Dir einen großen Schmerz bereiten. Ich weiß, wie gern Du Lateinisch und Griechisch lernen und das Gymnasium und die Universität besuchen würdest. Hast mir's ja erst neulich bewiesen, mein Junge! Aber es geht nicht, Heinrich, es geht nicht. Ihr seid sieben, und ich weiß nicht, wie ich Euch durchbringen soll. Ich kann nicht einen auf Kosten der anderen bevorzugen, kann Dich nicht viele Jahre lang aus meiner Tasche unterhalten. Du mußt sehen, Heinrich, daß Du möglichst bald Dein Brot Dir selbst verdienst. Dafür bist Du eben armer Leute Kind. Wenn Deine Mutter noch lebte, ginge es vielleicht anders. So muß ich fremde Leute bezahlen, damit sie für meine Wirtschaft und für meine Kinder sorgen. So leid es mir tut, Du kannst nicht zurück nach Kalkhorst, sondern mußt in Neu-Strelitz auf die gewöhnliche Schule gehen und mit 14 Jahren bei einem Kaufmann in die Lehre treten.“

Da war es heraus, was den Vater bedrückt hatte, was ihn beim Weihnachtsfest nicht froh hatte dreinschauen lassen. Für Heinrich war es eine schreckliche Enttäuschung. Aber am nächsten Morgen trat er gefaßt in seines Vaters Zimmer. „Vater,“ sprach er, „Du hast recht, ich muß sehen, daß ich möglichst früh für

mich selber sorgen kann. Ich werde es machen, wie Du gesagt hast. Ich will Kaufmann werden, und ein tüchtiger Kaufmann, der viel, viel Geld verdient. Aber wenn ich genug verdient habe," so schloß er, und seine Augen leuchteten, „dann, Vater, lerne ich doch noch einmal Lateinisch und Griechisch und reise hin in das Land, wo Griechen und Trojaner mit einander stritten."

Träumer oder Rechner?

„Und er ist doch ein Träumer," sagte Mutter Hüßstedt und setzte ihre Haube fester.

„Ich sage Dir, Alte, Du urteilst zu streng," erwiderte ihr Gatte, der in einer Ecke des Ladens vor seinem Pulte saß und sich mit einer Rechnung, die absolut nicht stimmen wollte, abmühte. „Laß ihn doch auch einmal in die Luft starren, er hat kaufmännischen Geist. Neulich erst bewies er mir, daß wir nach unseren Büchern den Leinsamen zu billig verkaufen. Und immer weiß er Bescheid, was von Waren noch da ist und was neu beschafft werden muß. Man sieht doch, er hat Interesse!"

„Der und Interesse, ich glaube, er denkt immer an ganz etwas anderes als an unsern Kaufladen. Und die ewigen Fragen, die er stellt, gerade als ob er unsereinen auf die Probe stellen wollte!"

„Na ja, mir ist es auch nicht lieb, wenn er mich fragt, warum es „Probenzer" Öl heißt und ob die Korinthen wirklich bloß in Griechenland wachsen. Du

lieber Gott, man kann eben nicht alles wissen. Aber ich freue mich doch über seine Wißbegierde. Wenn ich ihn mit unserem früheren Lehrlingen vergleiche! Siehst Du, Berta, der wird höchstens einmal ein Krämer, Heinrich aber, so Gott will, ein Kaufmann. Laß seinen Geist nur hinaus-schweifen, ein richtiger Kaufmann will hinaus, will nicht immer bloß an den Kleinverkauf von Zucker und Schmierseife denken.“ Er wurde plötzlich ganz rot, der gute Herr Hüßstedt, denn ihm fiel ein, daß er damit sich selbst das Urtheil sprach. Er war ja an seinen kleinen Laden gebunden und würde es zeitlebens bleiben.

Frau Berta aber achtete nicht darauf; sie hatte sich gestern abend zu sehr über den Lehrling geärgert. „Dann soll er wenigstens an kaufmännische Dinge denken, wenn er schon mit seinen Gedanken nicht hier bleiben kann! Aber was ist der Junge unpraktisch! Für gewöhnlich spart er und spart und gibt keinen Pfennig aus von dem bißchen Gelde, das ihm sein Vater mandymal schickt. Und was macht er gestern, wie der italienische Herumtreiber kommt und seine Gipsfiguren anbietet? Er kauft ihm für 16 gute Groschen eine Figur mit einem Helm und mit anderthalb Armen — ja wohl, mit anderthalb Armen — ab, und da steht er dann den ganzen Abend davor, als hätte er den größten Schatz erworben!“

„Das hat er wohl noch so von seiner Familie,“ warf, jetzt etwas kleinlaut, Herr Hüßstedt ein. „Sein Vater, der Pastor —“

„Pastor hin, Pastor her,“ war die energische Ant-

wort. Schliemann, der Schatzgräber.



wort. „Hier heißt es Kaufmann sein. Siehst Du, dort drüben kommt er gerade zurück vom Müller, zu dem Du ihn mit dem Zucker geschickt hast. Was er bloß wieder für große Augen macht! Mag man tausendmal sagen, die hat er von seiner Mutter! So große Augen macht man nicht, wenn man ein tüchtiger Kaufmann werden will. Ich bleibe dabei, er ist ein Träumer,“ schloß Mutter Hückstedt und setzte ihre Haube fester.

Der Knabe, über den Herr Benno Hückstedt, ehrsammer Kaufmann im mecklenburgischen Städtchen Fürstenberg, und seine nicht minder ehrsame Frau Berta dieses Gespräch führten, ist natürlich kein anderer als unser Freund Heinrich Schliemann. Seit jenem Morgen, an dem er so tapfer die Tränen über den Zerfall seiner Zukunftshoffnungen heruntergeschluckt hatte, hatte er sich wacker abgemüht. Auf der Stadtschule in Neu-Strelitz hatte er gelernt, was ein Junge lernen muß, der nach der Konfirmation ins Leben treten soll, und hatte nicht rechts und nicht links gesehen, sondern tapfer die Zähne zusammengebissen, wenn der Neid auf andere ihn überkommen wollte, die die schönsten Wissenschaften lernen durften und gar nicht wußten, wie gut sie es hatten. Seit anderthalb Jahren war er in dem Fürstenberger Kaufladen und verkaufte nun tagaus tagein Öl und Seife, Kaffee und Seringe. Fünf Jahre sollte er lernen, dafür bekam er auch gleich von Anfang an freie Kost, Wohnung und Kleidung. Und eigentlich hatte er es recht gut bei dem Hückstedtschen Ehepaar. Auch Frau Berta war gar

nicht so schlimm, wie es manchmal aus ihren Reden klang. Sie war ganz stolz darauf, daß sie den schmalbäckigen Jungen, der Ostern 1836 zu ihr gekommen war, so hübsch herausgefüttert hatte. Wenn er bloß nicht immer wieder in seine Träumerei verfallen wäre; das konnte die praktische Frau nicht leiden. In ihrer Familie hatte das noch keiner getan, warum gerade der Lehrjunge Heinrich!

Jetzt kam dieser ganz aufgeregte zum Laden herein. „Ist es wahr, Herr Hüßstedt, daß der Müllergeselle Hermann das ganze Gymnasium besucht hat und Lateinisch und Griechisch kann?“

„Leider ist es wahr,“ versetzte statt ihres Ehegemahls Frau Hüßstedt in ziemlich scharfem Tone. „Aber ein Examen hat er nicht gemacht, obgleich er lange genug in Prima gefessen hat, und das Geld seines Vaters hat er verbraucht, und schließlich mußte er froh sein, daß er in der Mühle bei seinem Onkel unterkam. Freilich, wer weiß, wie lange er dort aushält! Aber so geht es allen, die nicht wissen, wozu sie ihre Arbeit treiben, und ihre Gedanken auf unnütze Dinge richten.“

„Na, beruhige Dich nur,“ begütigte lächelnd Herr Hüßstedt, „und laß Deine Haube in Ruhe: Ein Träumer ist der Müllerhermann sicher nicht, sondern ein Verschwender und Nichtstuer und leider auch ein Trinker! Und außerdem,“ fuhr er fort, indem er sich wieder energisch seinem Pulse zuwandte, „außerdem wäre es mir viel lieber, meine Monatsrechnung stimmte

mir; schon seit drei Tagen quäle ich mich damit ab und kann den Fehler nicht herausfinden.“

Heinrich hatte gar nicht bemerkt, daß die Worte Frau Hückstedts auf ihn gemürrt waren; seine Phantasie schweifte schon wieder weit ab in ferne Länder und Zeiten. Bei den letzten Worten seines Prinzipals aber horchte er auf, und sofort nahm sein Gesicht einen ganz anderen Ausdruck an.

„Lassen Sie mich doch einmal nachrechnen,“ bat er, „vielleicht liegt es bloß daran, daß Sie die Posten schon alle auswendig können.“

„Na meinetwegen,“ erwiderte jener lachend, „da hast Du wenigstens Gelegenheit, Deinen durch die Gipsfigur ruinierten Ruf zu verbessern. Was, Berta? Aber nun auch wirklich gerechnet und nicht geträumt!“

Heinrich saß schon auf dem hohen Lederstuhl vor dem Pulte. Die Mahnung seines Brotherrn wäre wirklich nicht nötig gewesen. Er war jetzt plötzlich wie umgewandelt, wo er es mit Zahlen und Einnahme- und Ausgabeposten zu tun hatte. Auch sein Gesicht sah jetzt ganz anders aus, scharfgeschnitten jede Linie, die Stirn über den Brauen gefurcht, die Augen wie zum scharfen Sehen zusammengezogen. Ruhig und aufmerksam prüfte er Posten für Posten und trug, was er für nötig fand, auf ein neues Blatt Papier über. Selbst Frau Hückstedt mochte ihn da in seinem Eifer nicht stören, sie setzte sich allein mit ihrem Gatten zum Abendbrot in die daneben liegende Wohnstube.

Plötzlich kam Heinrich aus dem Laden herein-gestürzt. „Ich hab's, Herr Hückstedt,“ rief er, „Sie

haben die 20 Thaler 12 Silbergroschen, die Ihnen der Bäcker Kreisel noch schuldig ist, aufs Besiz= statt aufs Ausgabekonto geschrieben. Jetzt stimmt alles auf Heller und Pfennig.“

„Und das kann mir altem Rechner passieren!“ lachte Herr Hückstedt, „was sagst Du nun zu Heinrich, Alte? Aber jetzt komm, Junge, und laß Dir's schmecken.“

„Gleich, Herr Hückstedt,“ antwortete Heinrich, „ich muß bloß noch alles richtig ins Hauptbuch eintragen, vor der Hand habe ich's bloß auf meinem Blatte.“ Und schon war er wieder zur Thür hinaus.

Herr Hückstedt rieb sich die Hände. „Ein Rechner ist er, ein Rechner. Und ein Kaufmann wird er, der seinen Vorteil wahrnehmen und sich nicht übers Ohr hauen lassen wird. Das nenne ich doch Freude am Geschäft!“ Frau Berta wußte darauf nichts zu erwidern, und das passierte ihr selten. Sie stellte die Teller zurecht, damit Heinrich, wenn er mit dem Arbeiten fertig wäre, bloß zuzulangen brauche, und ging dann mit ihrem Mann noch auf ein Weilchen zu Stadtschreibers zum Besuche, diesmal ausnahmsweise in dem Gefühl, daß sie ihren Laden doch in ganz guten Händen zurückließ, wenn auch bloß der Lehrjunge Heinrich zu Hause blieb.

Wenn sie nur gesehen hätte, was sich bald darauf im Laden abspielte, und wie das gute Abendbrot abstand und vertrocknete!

Eben hatte Heinrich die Feder weggelegt und das Hauptbuch zugeklappt, da tat sich die Thür auf, und

herein trat — Hermann der Müllergeselle. Unsicheren Ganges trat er an den Ladentisch und verlangte ein Glas Branntwein. Heinrich hatte ihn schon öfter bedient, aber noch niemals mehr mit ihm gesprochen, als nötig war; ihm war die rauhe Art des anderen immer unangenehm gewesen. Heut aber tat er alles, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Er fragte ihn nach diesem und jenem und trug ihm einen Schemel zum Sitze hin. Dann fragte er plötzlich und hastig: „Sagen Sie, ist es wirklich wahr, daß Sie auf dem Gymnasium gewesen sind und in Prima gegessen haben?“ Mißtrauisch und böse sah ihn der Müller an: „Was geht's Dich an, Junge! Kümmerge Dich um Dich! Du freilich warst wohl froh, als man Dich von der Dorfschule herunterjagte!“ Heinrich wußte, womit er den Entrüsteten besänftigen konnte; stillschweigend füllte er das Glas von neuem und schob es dem Müller hin. „Na, so ganz dumm scheinst Du ja nicht zu sein,“ sagte der und trank, „wenn Du auch keine Silbe Griechisch gelernt hast.“ „Sie haben also Griechisch gelernt, haben wohl gar auch Homer gelesen?“ „Na ob,“ lachte jetzt ganz stolz der Müller, „und auswendig gelernt haben wir beim alten Rektor Andersen —, heiliger Himmel, so oft ich eine Dummheit gemacht hatte, gab es 20 Verse Ilias oder Odyssee auswendig zu lernen als Strafe. Und ich kann sie noch — ich kann sie noch,“ wiederholte er, „wirst Du sie hören, Du Klippschüler, wirst Du sie hören? Da, sperr auf Deine ungebildeten Ohren — verstehen wirst Du ja nichts, denn es ist Griechisch,

Klipperschüler, Griechisch, — aber sperr auf Deine Ohren und gib mir noch ein Glas Branntwein! So —“ und plötzlich hatte er sich aufgerichtet und stand da, die Augen wie in die Ferne gerichtet, und fing an griechische Verse zu deklamieren, zuerst mit rauher, abgerissener Stimme, dann aber immer fließender, schwungvoller, am Wohl laut der von ihm selbst gesprochenen Worte sich begeisternd, sodaß der selige Rektor Andersen an dem Schüler, der ihn immer so geärgert, plötzlich seine Freude gehabt hätte. Mehr als 100 Verse Homer trug der Müllergeselle Hermann Niederstößer*) so vor, als ob er nicht im Krämerladen, sondern in einer ganz anderen Welt wäre; er vergaß darüber sein eigenes Elend und seine Verkommenheit, — plötzlich aber brach er ab und sah ganz erschrocken auf Heinrich; denn der saß weinend und schluchzend da und verbarg sein Gesicht in den Händen; es war ihm jetzt wieder einmal ganz zum Bewußtsein gekommen, was er verloren hatte.

Da stellte der Müller ganz leise sein Glas beiseite und ging ganz still und vorsichtig zum Laden hinaus. — — — —

Als zwei Stunden später Herr und Frau Hückstedt, die sich gegen ihre Absicht bei Stadtschreibers festgeplaudert hatten, nach Hause zurückkehrten, sahen sie zu ihrem Erstaunen im Laden noch Licht. In der Ecke saß Heinrich, aber nicht so, wie der Müllergeselle

*) In seiner Lebensbeschreibung erzählt Schliemann, daß dieser Müllergeselle sich doch noch wieder emporgerafft und es zu einem tüchtigen Manne gebracht hat.

ihn verlassen hatte, — er saß am Schreibpult und rechnete. „Herr Hüßstedt,“ sagte er, indem er zugleich um Entschuldigung bat, daß er so lange aufgeblieben war, „es fiel mir heut’ abend ein, daß Sie neulich darüber klagten, daß Sie das Öl in Neu-Strelitz so teuer bezahlen mußten, während der dortige Händler bei seinen großen Bestellungen es in Hamburg viel billiger beziehe. Da war mir der Gedanke gekommen, daß Sie dasselbe wie der Großhändler verdienen könnten, wenn Sie sich mit den anderen Fürstenberger Kaufleuten zusammentäten und gemeinsam große Bestellungen in Hamburg aufgäben. Heut habe ich Ihnen die Rechnung darüber aufgestellt.“ „Das ist ein sehr vernünftiger Gedanke, Junge,“ sagte Herr Hüßstedt, „bloß zweifle ich daran, daß meine lieben Kollegen oder sagen wir lieber Konkurrenten in Fürstenberg darauf eingehen werden. Aber zum Donnerwetter, warum mußt Du denn gerade in nachtschlafender Zeit das ausrechnen und, um das Öl billiger zu machen, mein eigenes teures Öl verbrennen?“ „Nehmen Sie’s nicht übel, Herr Hüßstedt,“ erwiderte Heinrich, „aber ich mußte rechnen, ich mußte arbeiten, um von traurigen Gedanken frei zu kommen.“ Zu sich selber aber sprach er, als er die Treppe zu seiner Schlafkammer hinaufstieg: „Heute rechne ich für andere, später rechne ich für mich; und heute rechne ich, um meine Träumereien loszuwerden, später rechne und arbeite ich, um meine Träume zu erfüllen.“ — So kann auch ein verkommener Müllergeselle noch Gutes wirken, wenn er nur Homer auswendig gelernt hat.

Die Krankheit.

Wie es doch manchmal schwer fällt, Pläne und Vorsätze, die man gefaßt hat, zur Ausführung zu bringen! Der gute Wille ist vorhanden und an ernstem Streben fehlt es nicht, aber mächtiger als beide sind die Verhältnisse, die den Menschen niederringen.

Heinrich Schliemann ging mit neuer Frische und Begeisterung an die Arbeit. Sich selber üben, dazu= lernen, seinen Geist stählen für künftige Aufgaben, das war sein Ziel und sein fester Entschluß. Aber wo waren in Fürstenberg die Aufgaben, an denen er wachsen konnte? Der Ort schien zu schlummern, zu träumen, schien unfähig zu sein, sich zu frischer Bewegung aufzuraffen; sein Wohlstand, seine Einwohnerzahl ging zurück; dünkte es vielen doch besser, anders= wo ihr Glück zu versuchen. Die Kaufmannsgeschäfte erschöpften sich gegenseitig in ödem Konkurrenzkampfe, immer mehr Leute bezogen ihre Waren aus der nahen Großstadt. Immer bedenklicher wurden Herrn Hüdfstedts Mienen, wenn er die Monatsabschlüsse las, die Heinrich ihm aufstellte. Er rechnete sie nach, ob nicht ein Versehen sie ungünstiger erscheinen lasse als nötig, aber keine Rechenkunst half, die nackten Zahlen bewiesen den Rückgang des Geschäftes. Die Jahresinventur mit ihrer erhöhten Arbeit und ihren Aufregungen, auf die Heinrichs reger Geist sich immer gefreut hatte, brachte nichts als Mißvergnügen und Verdrießlichkeit. Selbst Frau Hüdfstedt verließ jetzt bisweilen ihre gewohnte Sicherheit, ihre Augen blickten verzagt und trübe.

Ein müdes, mutloses Arbeiten griff allmählich auch bei Heinrich Platz. Immer und ewig dieselbe Tretmühle, dasselbe zermürbende Einerlei! Bald im Keller, bald im Speicher tätig, von früh bis spät auf die wenigen Kunden wartend, die den Laden betraten. Monate vergingen und Jahre, die Lehrzeit ging ihrem Ende zu. Wann aber wird die bleierne Eintönigkeit ihr Ende nehmen? Heinrich fühlte, wie sie auf seinem Geiste lastete, selbst seine alten Träume wurden matt und farblos. Nur heraus aus diesen einengenden, den Mut zusammenschnürenden Verhältnissen! Wie beneidete er Hermann, den Müllergesellen, von dem eines Tages in nicht gerade sehr freundlicher Weise erzählt wurde, daß er sein Bündel geschnürt habe und in die weite Welt gezogen sei. Aber er mußte ausharren, schon seines Vaters und seiner Geschwister wegen.

Frau Hückstedt hatte sich seit jenem Abende völlig mit dem Lehrling ausgesöhnt. Sie schrieb es ihrem energischen Einflusse zu, daß der Knabe eine Zeitlang so frisch und fröhlich an die Arbeit ging, so aufmerksam alle Kleinigkeiten des Geschäftes wahrnahm. Jetzt machte er ihr wieder aufrichtigen Kummer. Sie hatte sich so gefreut, daß sie den dürftigen Jungen, der klein und schmal von der Schulbank gekommen war, körperlich so heraufgebracht hatte. Jetzt gefiel ihr sein Aussehen wieder nicht; er wurde blaß und mager und ging vornübergebeugt. Sie mußte auf einmal wieder an die großen Augen seiner Mutter denken; sollte Heinrich von ihr etwa die verzehrende Krankheit geerbt

haben? Wenn nur sein ewiges Husteln wirklich, wie sie ihm immer vorwarf, bloß eine Angewohnheit und nicht etwa ein Anzeichen schlimmer Veranlagung wäre! „Junge, ich leg' Dir ein Senfpflaster auf die Kehle,“ hatte sie ihm einmal in guter Laune zugerufen, und Heinrich hatte lustig dazu gelacht; jetzt wagte sie längst nicht mehr, mit diesen Dingen zu scherzen. Sonst war sie immer schnell mit abweisenden Worten zur Hand. „Ein vernünftiger Mensch hat keine Kopfschmerzen,“ war eine ihrer Lieblingsredenarten; jetzt schwieg sie still, wenn sie Heinrich leiden sah.

Eines Morgens kam der zweite Lehrjunge schreckensbleich aus dem Keller. „Kommen Sie, kommen Sie, Herr Hückstedt,“ rief er, „unten liegt Heinrich und blutet über und über.“ Sie eilten hinab und fanden Heinrich neben einem schweren Fasse liegen, das er hatte heben wollen. Seine Augen waren geschlossen, seine Brust von Blut bedeckt, das immer noch in zähen Blasen seinem Munde entströmte. Man trug ihn herauf und legte ihn ins Bett. Der eiligst herbeigeholte Arzt schüttelte den Kopf. „Vor der Hand liegt nicht das Schlimmste vor; er hat sich beim Heben überanstrengt; eine Ader ist in seiner Brust geplatzt. Hoffentlich sind keine Krankheitsherde vorhanden.“ Wahrhaft mütterlich pflegte Frau Hückstedt den Kranken; jetzt merkte sie erst, wie er ihr ans Herz gewachsen war. Aber auch daraus machte sich die praktische Frau kein Hehl, daß sie ihn nicht mehr lange werde in ihrem Hause behalten können. „Heinrich,“ erklärte sie ihrem Gatten, „muß an eine andere Stelle, wo er weniger

körperliche Arbeit hat; hier verkümmert er sowieſo auch an ſeinem Geiſte. Ich hab' mir's ſchon oft genug im ſtillen geſagt, bloß laut wollte ich es nicht äußern, weil ich ihn ſo gern bei uns hatte."

Allmählich erholte ſich Heinrich; die Blutung ſchien wirklich bloß örtlich und zuſällig geweſen zu ſein. Aber auch ihm war klar, daß er ſich nach einer anderen Arbeitsſtelle umſehen müſſe; er hatte viel zu lange geduldet und gehofft, ſtatt zu handeln.

Krank und unbrauchbar ſcheiden, iſt ein harter Abſchied, mögen die Worte der Zurückbleibenden auch noch ſo freundlich und tröstend ſein. Wie gering war doch der Gewinn ſeiner letzten Lebensjahre geweſen, und wie grau lag die Zukunft vor ihm! Aber ganz im Hintergrunde ſeines Gemütes ſchimmerte ein Hoffnungsſtrahl: „Vielleicht hat es das Schickſal gerade jetzt gut mit mir gemeint; nur heraus aus der Enge; hinaus ins Leben, hinaus in Bahnen, auf denen ich etwas leiſten kann!"

In Hamburg.

Nichts iſt beſſer und heilſamer, als den Wind ſich kräftig um die Naſe wehen zu laſſen. Biſt Du zu Hauſe voll Kummer und Bitterniß und weiſt vor Leide nicht aus noch ein, ſpring hinaus aus dem Hauſe, eile auf die Landſtraße, wo der Sturm dir entgegenbrauſt, er wird dir Schläfen und Wangen kühlen und die Bangigkeit aus deinem Herzen herauswehen. Macht

eine schwere Arbeit dir Pein und wirst du inne, daß dein Denken ermattet und dein Mühen sein Ziel nicht erreicht: hinaus ins Freie, hinaus in den Wind, und laß ihn den Staub von deinen Gedanken blasen und nicht bloß die Kleider, sondern auch den Geist dir kräftig durchlüften. Und merkst du, wie enge Verhältnisse dich drücken und die Freiheit deines Geistes niederzwingen, wirf ab, was dich einengt, spreng die Fesseln und eile hinaus in den Sturm des Lebens; leg dich vornüber und geh gegen ihn an mit weit ausholender Schritten; bald wird ein Gefühl der Kraft dich durchdringen, die bleichen Wangen werden sich röten und die Augen von neuer Lebenslust strahlen!

Einsam schritt Heinrich Schliemann die Landstraße entlang. Sein Ziel war Hamburg; in der großen Handelsstadt hoffte er am ersten eine passende Stellung zu finden. Noch lastete das ganze Leid der letzten Wochen, die ganze Niedergeschlagenheit der letzten Jahre auf seinem Gemüt. Bange Zweifel quälten ihn, ob er, der eben erst Genesene, Schwächliche, Unersahrene imstande sein werde, in der unbekannten Großstadt unter den fremden Menschen sich durchzuringen. Tiefe Mutlosigkeit wollte ihn erfassen. Die herbstliche Landschaft mit ihren sterbenden Pflanzen, ihren fallenden Blättern schien ihm ein Sinnbild seines Schicksals zu sein.

Aber dann kam der Wind! Er zerteilte die Wolken am Himmel und trieb mit den Blättern ein fröhliches Spiel, er zwang den Wanderer seine ganze Kraft ihm entgegenzusetzen und machte sein Blut schnel-

ler und leichter freisen. Alles Trübe und Graue versank hinter ihm. Wie hatte er, der einst so Mutige, Zielbewußte, es nur so lange Zeit dort aushalten können? Aber jetzt eilte er neuem Leben entgegen; er sah seit langer Zeit wieder einmal Aufgaben vor sich und die Möglichkeit, sich zu bewähren und etwas zu leisten. Seine Muskeln und Sehnen strafften sich, tief sog er die Herbstluft in seine Brust ein; er dachte jetzt nicht mehr an seine Krankheit und seine Schwäche.

Endlich war er in Hamburg. Was für ein Leben pulsierte doch hier in den Straßen! Überall eilende, hastende, drängende Menschen, überall Arbeit und Vorwärtstreben. Raum kann man in solchem Gewühl sich vorstellen, daß es träumende Kleinstädte wie Fürstenberg überhaupt gibt.

Ein freundlicher Knabe mit offenen, klaren Augen bot sich ihm als Führer an. Was mußte der Junge alles zu erzählen, was sah er alles auf der Straße, woran Heinrich achtlos vorübergegangen wäre, wie frei und offen urtheilte er aus seiner Kinderwelt heraus über die große Welt um ihn. Am eifrigsten wurde er, als sie in die Nähe des Hafens kamen. Von jedem fremden Schiffe kannte er die Flagge. „Das ist ein Brasilianer, der gestern Morgen mit Kaffee angekommen ist, das ein Engländer, der eine große Ladung Indigo gebracht hat. Hier stehen die Schiffe, die nach Amerika fahren, dort drüben die, die nach Dänemark und Norwegen weitergehen und nur eine Nacht hierbleiben.“ Das war freilich ein anderer Kerl als die Fürstenberger Jungen, die jeden Fremden neugierig

anstarren, verlegen und widerwillig antworteten und möglichst bald vom Frager loszukommen trachteten, um nachher mit breitem Lachen ihm nachzuschauen!

Heinrich trat in die Gaststube der Seemannsherberge, in der er die Nacht zu verbringen gedachte. Ein buntes Stimmengewirr tönte ihm aus der mit Rauch und Bierdunst erfüllten Luft entgegen. Aus aller Herren Ländern schienen sich Menschen zusammengefunden zu haben. Die dort drüben mit den kurzen Tonpfeifen waren wohl Holländer; jene in der Ecke dem Klange der Sprache nach Engländer oder Amerikaner; am Tische vor Heinrich saß eine schwarzäugige Gesellschaft von Männern, die nach ihren lebhaften Bewegungen Südländer sein mußten. Ein junger deutscher Matrose setzte sich neben ihn. Er hörte mit vergnügtem Lachen den Rufen zu, die von den anderen Tischen zu ihm herüberdrangen, und übersehte sie Heinrich. „Können Sie denn die Sprachen alle?“, fragte dieser erstaunt. „Ach nicht doch,“ versetzte lachend der Matrose. „Aber die landläufigen Redensarten verstehe ich; es sind ja immer wieder dieselben Worte, die unsereiner zu hören bekommt; das lernt man unterwegs von selbst.“ Bald war Heinrich in eifrigem Gespräch mit ihm. Wer seine Eltern seien? Sein Vater ein Hafenarbeiter, leider längst gestorben, ebenso wie seine Mutter. Wo er auf die Schule gegangen sei? In einem Dorfe bei Cuxhafen; aber glücklicherweise nicht lange; er habe es beizzeiten verstanden sich zu drücken; mit seinem

Schreiben sei es auch recht schwach bestellt. Immer wunderlicher wurde Heinrich zu Mute. Dieser ihm gleichaltrige Mensch, der fast ohne häusliche Erziehung und ohne Schulbildung herangewachsen war, verstand, was die alle dort drüben redeten, und hatte solch offene Art und solch prächtiges Selbstvertrauen. Und er, der Pastorsohn, der bis zum vierzehnten Lebensjahr eine gute Schule, wenn auch nur eine Volksschule, besucht hatte, der dann fünf Jahre lang in regelrechter Lehre bei einem Kaufmann gewesen war, stand den fremden Lauten wie überhaupt der Welt völlig rat- und hilflos gegenüber! Aber jetzt erkannte er auch, woran es ihm fehlte. Jetzt hatte er doch ein Ziel! In Hamburg mußte sich ja die beste Gelegenheit bieten, alles nachzuholen.

„Halloh, Achtung, zwei Sack Kaffee!“ klang es von oben aus dem Lagerraum, aus dem zwei Arbeiter mit großen Schurzellen Kisten und Säcke auf einer schiefen Ebene heruntergleiten ließen. Heinrich Schliemann stand im Hofe der Firma G. L. Dehke und trug die Waren in ein Kontobuch ein. Als der riesige Auflader sich eben wieder bückte, um einen Sack aufzuheben und zur Seite zu stellen, schoß plötzlich auf dem schrägen Brett, ohne daß eine Ankündigung erfolgt wäre, eine schwere Kiste herab und drohte ihn zu treffen. Heinrich, der die Gefahr erkannte, sprang eiligst hinzu, und es gelang ihm mit Aufbietung aller Kräfte, die Kiste noch rechtzeitig beiseite zu stoßen.

Sie krachte hart an der Seite des Aufladers nieder, der erst jetzt erschreckt auffuhr. Er wandte sich nach Heinrich um — und kam eben zurecht, den Taumelnden aufzufangen. Einen furchtbaren Riß hatte er in seiner Brust verspürt, sein Gesicht war verzerrt, ein Blutstropfen trat ihm über die Lippen: die erst flüchtig verheilte Wunde in der Brust war wieder aufgeplatzt. Liebevoll bemühte sich der Riese um ihn; wie ein Kind hielt er ihn in seinen Armen. Man schaffte ihn nach Hause, drei Tage lang lag er fiebernd im Bett. Dann eilte er, obgleich immer noch schwach, ins Kontor, um seinen Dienst wieder aufzunehmen. Er fand seine Stelle durch einen anderen besetzt. Man hatte viel Lob und Anerkennung für ihn, aber einen kranken Lagerhalter könne man nicht brauchen; er werde hoffentlich anderswo eine leichtere Stelle finden.

Das ist die Grausamkeit der Großstadt. Sie bietet dem, der lernen will, alles willig dar. In ihr hat er reiche Gelegenheit zu arbeiten und seinen Blick und seine Kenntnisse zu erweitern; sie läßt ihm auch Freiheit und die Möglichkeit, sich selbständig zu entwickeln. Aber sie rechnet nicht mit fühlenden Menschen, sondern nur mit Arbeitskräften. Nur den, der arbeiten kann, läßt sie an seiner Arbeitsstelle, die andern stößt sie ab; sie nimmt keine Rücksicht auf den einzelnen; wer gleitet, den hält hier niemand.

Eine Woche später hatte Heinrich in einem anderen Geschäft eine Anstellung gefunden. Er war hier nur im Kontor beschäftigt; aber die Stubenluft schien doppelt schädlich für ihn zu sein. Schon nach sechs Tagen

brach er wieder zusammen. Diesmal meldete er sich erst gar nicht krank, sondern bat gleich um seine Entlassung. Er wußte ja doch, was ihm bevorstand.

Jetzt drohte Heinrich die Verzeiſlung zu erfaſſen. Ein einziger Ausweg ſchien ihm zu bleiben, dem er hier ſo viele ſich zuwenden ſah: in der Seeluſt konnte ſeine Bruſt am erſten geneſen. Aber welcher Reeder würde ihn, den Schonungsbedürftigen, auf ſein Schiff nehmen?

Da fiel ihm ein, daß ſeine Mutter ihm öfter von einem Hamburger Schiffsmaſter Wendt erzählt hatte, der in Sternberg in Mecklenburg ihr Jugendgeſpiele geweſen war. Er erfuhr im Hafen ſeine Wohnung und ließ ſich bei ihm melden. Prüfend, doch freundlich betrachtete der Maſter den jungen Mann, und eine unverkennbare Freude erglänzte in ſeinen Zügen, als er ſeinen Namen und den ſeiner Mutter erfuhr. Theilnahmſvoll hörte er ſein Schickſal an.

„Und der Arzt hat Ihnen geſagt, daß Seeluſt das beſte Mittel gegen Ihr Leiden ſei?“

„Ja, und eben deſwegen bin ich zu Ihnen gekommen, um Sie zu bitten, mir eine Stelle auf einem Schiffe zu verſchaffen. Ich nehme mit der niedrigſten vorlieb.“

„Aber wäre es nicht beſſer, Sie warteten hier und ruhten ſich erſt einmal gründlich aus? Dem Sohne meiner Jugendfreundin bin ich natürlich gern bereit —“

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihre Güte nicht annehme. Aber ich muß jetzt durchaus zuſehen, daß

ich mir selbst helfe. Ich gehe sonst an Mutlosigkeit zu Grunde. Was hätte ich davon, wenn sich nach vier Wochen Ruhe mein Schicksal wiederholte?“

Der Matler reichte ihm die Hand. „Sie sind ein ganzer Mann, lieber Heinrich, und ich billige Ihren Wunsch wie seine Begründung. Trotzdem kommt mir das, was ich Ihnen jetzt vorschlagen will, als eine Zumutung vor, die man einem Kaufmann eigentlich nicht stellen dürfte. Hätten Sie Lust,“ — er betonte langsam jedes seiner Worte — „auf der Brigg Dorothea, die übermorgen nach Venezuela abgeht, als Kajütenjunge zu fahren? Der Dienst ist nicht anstrengend, der Kapitän mir persönlich befreundet. Aber es ist im wahren Sinne des Wortes eine dienende Stellung. Sie hätten die Kajüte in Ordnung zu halten und dem Kapitän Handreichungen zu machen. Überlegen Sie es ja, ob Sie es annehmen sollen. Ich nehme es Ihnen nicht einen Augenblick übel, wenn Sie es ausschlagen.“

„Ich nehme es ohne Überlegung an,“ klang es fest von Heinrichs Munde, „und danke Ihnen tausendmal für Ihre Güte. Vielleicht kann ich drüben in Amerika mein Glück machen.“

So wurde Heinrich Schliemann Ende November 1841, im Alter von neunzehn Jahren, Kajütenjunge auf der der Firma Wachsmuth und Kroogmann gehörigen Brigg Dorothea. Wie schlecht es ihm ging, hatte er selbst Herrn Wendt nicht verraten: um sich eine wollene Decke erstehen zu können, mußte er seinen

einzigem Noth verkaufen; ein winziger Koffer nahm seine gesamten Habseligkeiten auf.

Niemandem in der Heimat gab er von seinem Entschlusse eine Nachricht; er wollte die Größe seines Unglücks nicht eingestehen. Selbst seinem Vater mochte er nichts mittheilen, — und noch viel weniger derjenigen, an der sein Herz von den Jugendjahren her mit unverminderter Zärtlichkeit hing, Minna Meindc, der Gefährtin seiner Kinderspiele.

Der Schiffbruch. In Amsterdam.

Die Fahrt des kleinen Segelschiffes Dorothea begann unter ungünstigen Zeichen. Am 28. November verließ es Hamburg mit gutem Winde; aber schon nach wenigen Stunden schlug er um, und die Brigg mußte drei Tage lang in der Elbe unweit Blankenese liegen bleiben. Erst am 1. Dezember trat wieder günstiger Wind ein; sie passierten Cuxhaven und kamen in offene See, waren aber kaum auf der Höhe von Helgoland angelangt, da drehte sich der Wind wieder und blieb nun zwölf Tage lang dauernd westlich. Sie kreuzten unaufhörlich gegen den Wind, kamen aber nur wenig vorwärts. In der Nacht des 11. Dezembers waren sie auf der Höhe der holländischen Insel Texel, da steigerte sich der Wind zu furchtbarem Sturm. Fieberhaft arbeitete die ganze, neun Köpfe zählende Besatzung. Der Sturm schlug brausend gegen das Takelwerk, das vor Schmerz laut aufstöhnte, schlug gegen die Schiffswände, schlug gegen das Wasser, das

sich hoch aufbäumte und die Brigg überflutete. Alles kam darauf an, die gefährlichen Sandbänke zu meiden und das Schiff ins offene Meer zu lenken. Mit aller Gewalt stemmte sich der Steuermann, von zwei Matrosen unterstützt, gegen die Pinne, da, — ein Ruck, ein Zittern des ganzen Schiffes: das Steuer war zerbrochen. Die Brigg stand vor dem Winde und trieb dem Strande zu. „Alles abtackeln,“ hallte der Ruf des Kapitäns. Im Nu wurde der Befehl ausgeführt, aber der Wind stieß jetzt, wie es schien, mit doppelter Gewalt gegen die hohen Bordwände; immer näher kam das Schiff den gefährlichen Bänken. Das einzige Rettungsboot wurde klargemacht. Einen Augenblick darauf warf eine Welle die wehrlose Brigg auf eine Sandbank, die nächste hob sie wieder hoch, doch nur um sie sogleich um so heftiger aufzusetzen. Das Schiff war verloren.

Neun Stunden lang wurde das kleine offene Boot mit der Bemannung von Wind und Wellen umhergetrieben, dann landete es an der Küste von Texel. Zum Tode ermattet lagen die Männer am Strande. Alles war verloren, auch von den Schiffsgütern wurde nichts gerettet. Da — ein zerweichter kleiner Behälter wurde ans Land getrieben, — es war Heinrichs Koffer, der einzige Gegenstand, den das Meer wieder herausgab. „Ein zweiter Jonas!“ rief der Steuermann, indem er auf den Kajütenjungen wies, und alle stimmten trotz der traurigen Lage in sein Lachen ein. „Jonas“ war seitdem der Spitzname Heinrichs bei seinen Schiffsgefährten.

Die Bewohner der Insel nahmen die Schiffbrüchigen freundlich auf; man bot ihnen an, sie nach Hamburg zurückzubefördern. Heinrich aber lehnte dies für seine Person ab: nur nicht dahin zurückkehren, wo er sich so unglücklich gefühlt hatte! Der vierzehntägige Aufenthalt auf dem Meere hatte eine wunderbare Wirkung auf seine Gesundheit ausgeübt. Er hatte keinen Anfall von Blutspeien mehr gehabt und fühlte sich gestärkt und gekräftigt. Er sah in der wunderbaren Rettung einen Wink des Himmels und beschloß, in dem Lande zu bleiben, in das die Wellen ihn getragen hatten. Es schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er sich in Amsterdam als Soldat anwerben lassen könne. Dem Schiffsmakler Wendt theilte er seine Rettung und seinen Entschluß, nach Amsterdam zu gehen, brieflich mit. Er selbst kam nach drei Tagen in der Hauptstadt an.

Doch dort begann eine neue Zeit der Noth für ihn; die wenigen Almosen, die man auf Texel für ihn gesammelt, waren bald verbraucht, und es gelang ihm nicht, eine Stellung zu finden; was sollte man mit einem nur seine Muttersprache redenden Deutschen in einem holländischen Geschäft auch anfangen! Da kam unvermutete Hilfe. Ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß Heinrichs Brief an Herrn Wendt gerade ankam, als dieser mit einer Anzahl seiner Freunde beim festlichen Mahle saß. Eine sofort für ihn veranstaltete Sammlung ergab mehr als 200 Gulden, die ihm der Makler jetzt zuschickte. Zugleich empfahl er ihn dem preussischen Generalkonsul in Amsterdam,

der ihn im Handelshause F. C. Quien eine Stellung verschaffte.

Da war Heinrich fürs erste geborgen, und sein Stern begann von jetzt an wieder zu steigen.

Glänzend war die Stellung, die er bekommen hatte, allerdings nicht. Er war Kontordienner mit einem jährlichen Lohn von 800 Frank. Er hatte Wechsel stempeln zu lassen und sie in der Stadt einzukassieren, Briefe nach der Post zu tragen und sie zu holen u. dgl. m. Aber eines war sehr günstig an Heinrichs neuem Amte: es ließ ihm Zeit, sich selbst weiter zu bilden und vor allem fremde Sprachen zu lernen. Darauf sollte sein Glück sich gründen.

Schliemann lernt fremde Sprachen.

„Was haben wir bloß für einen komischen neuen Kontordienner,“ sagte der Lehrling Adam zum jüngsten Buchhalter; „wenn er auf der Straße geht, hat er fortwährend ein Buch aufgeschlagen und liest darin; es ist ihm ganz gleichgiltig, wen er anrennt. Das mögen schöne Indianergeschichten sein, o Bocke!“

„Was haben Sie bloß für einen merkwürdigen Kontordienner,“ sagte Herr Kaufmann Grotefend zu Herrn F. C. Quien; „Komme ich da neulich auf die Bank, da steht ein junger Mann, der eine Zahlung für Sie einzukassieren hat, und wartet, bis er dran kommt, und liest unterdes in einem Buche. Ich werfe einen Blick hinein — er merkte es gar nicht, so ver-

tieft war er — und sehe, es ist ein englischer Roman. Er schien ihn auswendig zu lernen, wenigstens sprach er immer die Sätze halblaut vor sich hin. Es gibt doch wunderliche Heilige auf der Welt.“

„Was haben wir jetzt bloß für einen verdrehten Mieter über uns,“ sagte der Studiosus Sonderdrop zu seiner Zimmerwirtin. „Der Kerl macht ja den ganzen Abend einen Skandal, als ob er allein auf der Welt wäre. Ich dachte zuerst, es sei ein Schauspieler, der seine Rollen auswendig lerne. Aber was hat ein Kontordienner stundenlang zu deklamieren! Dazu die komischsten Quetschlaute! Bloß gut, daß ich des Abends gewöhnlich im Gasthause sitze und meine Schlafenszeit auf 2—10 Uhr morgens verlegt habe. Sonst würde ich Sie weiß Gott bitten, dafür zu sorgen, daß dem Menschen gekündigt wird.“

Natürlich sprachen die drei würdigen Vertreter verschiedener Stände von unserem alten Freunde Heinrich Schliemann. Er hatte das Holländische, das er brauchte, sich durch die tägliche Übung in kurzer Zeit angeeignet; jetzt war er dabei, Englisch zu lernen.

Die Hälfte seines kleinen Gehaltes verwandte er auf seine Studien. Mit 400 Frank bestritt er seinen Lebensunterhalt. Für seine kleine, unheizbare Dachstube, in der es im Winter eiskalt, im Sommer glühendheiß war, zahlte er monatlich 8 Frank. Sein Frühstück bestand aus selbsthergerichtem Roggenmehlbrei; für das Mittagbrot gab er nicht mehr als 16 Pfennig aus. Seine Gesundheit war glücklicherweise gut; die feuchte Luft Hollands schien den günstigsten Einfluß

auf seine Brust auszuüben; sein Leiden verlor sich und kam niemals wieder.

Für das Erlernen der Sprachen aber ersann er sich eine eigene Methode. Es kam ihm darauf an, möglichst bald in den Worten der fremden Sprache (zuerst des Englischen) denken zu lernen, von der Muttersprache loszukommen, während er jene gebrauchte. Daher fertigte er niemals eine Übersetzung an, sondern las in der Fremdsprache möglichst viel laut und lernte es auswendig. Täglich nahm er eine Unterrichtsstunde, mehrmals wöchentlich schrieb er eine Ausarbeitung über einen ihn interessierenden Gegenstand, verbesserte diese unter Aufsicht seines Lehrers und lernte sie dann auswendig. Um sich eine gute Aussprache anzueignen, besuchte er jeden Sonntag zweimal die englischen Gottesdienste und sprach die Predigt leise mit. Auf allen seinen Botengängen hatte er stets ein Buch bei sich, aus dem er, selbst wenn es regnete, auswendig lernte. Namentlich aber verwendete er immer die Abend- und Nachtstunden zum Lernen und Aufsagen. So erwarb er sich eine fabelhafte Gedächtniskraft. Schon nach drei Monaten war er so weit, daß er mit Leichtigkeit seinem Lehrer täglich zwanzig Seiten englischer Prosa wörtlich aufsagen konnte, wenn er sie dreimal aufmerksam durchgelesen hatte. Auf diese Weise lernte er den ganzen „Bicar of Wakefield“ von Goldsmith und Walter Scotts „Ivanhoe“ auswendig. In einem halben Jahre besaß er eine gründliche Kenntniss des Englischen.

Dann warf er sich auf Französisch. Er lernte

Fenelon's „Aventures de Télémaque und Saint-Pierres „Paul et Virginie“ auswendig. Er eignete sich auf diese Weise nicht nur die französische Sprache an, sondern stärkte zugleich sein Gedächtnis so, daß er für jede der folgenden Sprachen, die er lernte — Spanisch, Portugiesisch, Italienisch —, nur 6 Wochen brauchte. Die Verwandtschaft dieser drei romanischen Sprachen unter einander mag ihm dabei zu Hilfe gekommen sein.

Jedenfalls war Schliemann eins der größten Sprachgenies, die je gelebt haben. Er entdeckte selbst erst in Amsterdam diese Begabung in sich, während er vorher immer ein schlechtes Gedächtnis zu haben glaubte. Seine Methode paßte sicher nicht für jedermann. Wer von uns würde sich zutrauen, zwanzig Seiten der eigenen Sprache nach dreimaligem Durchlesen auswendig zu können, geschweige denn einer fremden! Aber für Schliemann, der hierzu imstande war, war sein Lehrgang der einzig richtige. Keine Minute verlor er durch Vokabelnachschiagen oder durch grammatische Regeln, alles eignete er sich durch Gebrauch und Übung an.

Seine Begabung aber hätte ihm natürlich nichts genügt ohne seine erstaunliche Energie. „Nichts,“ so urteilte er selbst später, als er schon Millionär geworden war, „spornt mehr zum Studieren an als das Elend und eine gewisse Aussicht, sich durch angestrengte Arbeit daraus befreien zu können.“ Er hatte eine Zeitlang brach gelegen, er hatte nicht gewußt, wie er es anfangen solle, aus seiner Erniedrigung herauszukommen. Er hatte Kummer und Elend, er

hatte sogar die Verzweiflung kennen gelernt —, jetzt glaubte er das Wundermittel gefunden zu haben, das ihn nicht bloß der augenblicklichen Noth entheben, sondern zu jenen Höhen führen sollte, von denen er in der Jugend geträumt hatte. Die Kenntniß von einer oder zwei fremden Sprachen hätte ihm vielleicht schnell eine Stellung verschafft, in der er bei mäßiger Arbeit ein behagliches Leben hätte führen können. Aber das war nicht sein Ziel. Er wollte nicht in der Mitte stehen bleiben, weder inbezug auf den Erfolg noch in Beziehung auf seine Arbeitsleistung. So kannte er zwei Jahre lang überhaupt nichts als Arbeit. Er suchte kein Vergnügen, keine Zerstreuung, er hatte keinen Verkehr, keinen Freund; er dachte an nichts als daran, möglichst viele Sprachen zu lernen und dadurch mehr zu leisten und ein beehrterer Arbeiter zu werden als jeder andere. Hatte er erst das erreicht, dann mußte er auch an Erfolgen über alle anderen emporkommen.

So blieb er willig zwei volle Jahre in seiner niedrigen Stellung als Kontordienner. Gerade darin, daß sie ihn geistig nicht in Anspruch nahm, daß sie ihm bei den langen Botengängen, bei dem für alle andern so lästigen Warten vor Geschäftsräumen und Zahlstellen Zeit bot, sich mit sich selbst zu beschäftigen, sah er das Vorteilhafte seines jetzigen Zustandes.

Erst im Jahre 1844 trat er eine bessere Stellung an, indem er Korrespondent und Buchhalter bei der Firma B. H. Schröder u. Co. in Amsterdam wurde; hier bezog er 1200 Frank Jahresgehalt, das sich bald auf 2000 erhöhte. In dieser Stellung lernte er eine

Sprache, die weit schwieriger war als alle vorhergehenden, ihm aber auch in der Folgezeit weit mehr nützen sollte: das Russische. Hierfür fand er in ganz Amsterdam keinen Lehrer; der einzige, der sie beherrschte, war der russische Vizekonsul, und der hatte begreiflicherweise keine Lust, Privatunterricht zu erteilen. So trieb Schliemann es denn, nachdem er aus einer Grammatik die Buchstaben und die Aussprache gelernt hatte, auf eigene Faust nach seiner alten Methode, indem er eine russische Übersetzung der *Aventures de Télémaque* auswendig lernte und kleine Aufsätze anfertigte und sich einprägte auf die Gefahr hin, daß sie anfangs von Fehlern wimmelten. Um aber wenigstens jemand zu haben, dem er das Gelernte aussagen konnte, mietete er für 4 Frank wöchentlich einen alten Juden, der allerdings kein Wort Russisch verstand, aber sich dazu hergab, alle Abende zwei Stunden sich das anzuhören, was Schliemann den Tag über sich eingeprägt hatte. Mit solchem Eifer ging Schliemann ans Werk, daß er in dieser Zeit mehrmals die Wohnung wechseln mußte, weil sich die anderen Mieter seine allabendlichen Deklamationen nicht gefallen lassen wollten. Es haben eben leider nicht alle Menschen die liebenswürdige Gepflogenheit des Herrn Studiosus Sonderdrop, erst um zwei Uhr nachts nach Hause zu kommen.

Die Firma B. H. Schröder u. Co. stand namentlich durch den Import von Indigo in geschäftlicher Verbindung mit russischen Häusern. Der Briefwechsel erfolgte durchweg in französischer Sprache; mehr als

einmal aber hatte man es schon als recht mißlich empfunden, daß man mit kleineren Händlern nicht in deren Landessprache verkehren konnte. Im Oktober 1845 kam der Großhändler Malutin aus Moskau nach Amsterdam, um den Indigo=Auktionen beizuwohnen. Freundlich von Herrn Schröder als alter Geschäftsfreund begrüßt, stellte er diesem zugleich seinen Neffen vor. „Er ist ein tüchtiger Kaufmann und besitzt eine vorzügliche Warenkenntnis; leider spricht er aber nur russisch. Sie können mir vielleicht jemand empfehlen, der sich zwei Tage seiner annimmt und ihm als Dolmetscher dient.“

Bedauernd zuckte Herr Schröder die Achseln; er glaube nicht, daß ein solcher Mann in Amsterdam existiere.

In diesem Augenblick trat der Korrespondent Schliemann, dessen Pult in der Nähe war, vor seinen Chef: „Verzeihen Sie, Herr Schröder, vielleicht könnte ich Ihnen hierbei dienen.“ Zugleich wandte er sich an die beiden Moskauer Herren und begrüßte sie in russischer Sprache.

„Was höre ich, Herr Schliemann,“ rief Schröder, „Sie können Russisch?“

„Ich habe mir wenigstens Mühe gegeben, es zu lernen; ob ich es schon kann, darüber werden Ihnen vielleicht die beiden Herren heute Abend Auskunft geben, für den Fall, daß Sie mir gestatten, ihnen auf ihren Wegen in Amsterdam zur Hand zu gehen.“

Am Abend hatte Herr Schröder eine längere Unterredung mit dem älteren Herrn Malutin. Ganz

entzückt sprach sich dieser über seinen Führer aus, der die russische Sprache vollständig beherrsche; er konnte nicht genug seine Gewandtheit, Freundlichkeit und sein scharfes Urtheil rühmen.

Acht Tage nachher fand eine langstündige Konferenz statt zwischen den beiden Inhabern der Firma und zwei älteren Prokuristen. Das Ergebnis war, daß man beschloß, mit dem ersten Januar des nächsten Jahres eine selbständige Agentur in St. Petersburg zu gründen und mit ihrer Leitung Heinrich Schliemann zu betrauen. „Sie sind zwar kaum vierundzwanzig Jahre alt,“ sagte Herr Schröder, „aber wir wissen, daß niemand so geeignet ist wie Sie, die Interessen unseres Hauses in Rußland wahrzunehmen.“

An diesem Abende schickte Schliemann den Juden, der sich bei ihm einstellte, nach Hause. An diesem Abende deklamierte er kein Russisch. Aber die Mieter des dritten Stockes im Hause Janstraat 29 hatten doch wieder ihren Ärger. Denn in dem Zimmer über ihnen ging bis in die späte Nacht ein Mann rastlos auf und ab, den das Glück nicht zur Ruhe kommen ließ. Jetzt hatte er die erste Stufe erstiegen; jetzt war er im Besitze einer für ihn, den Anspruchslosen, überreich gelohnten, selbständigen Stellung, von der aus er hoffen konnte, alles zu erreichen, was er sich ersehnte. Die schönsten Träume seiner Kindheit stiegen wieder vor ihm auf —, und mitten unter allem lächelte eine liebe Gestalt ihm zu.

Gluck und Unglück in St. Petersburg.

Im April 1847 schrieb Heinrich Schliemann an Herrn C. C. Laue in Neu-Strelitz folgenden Brief aus St. Petersburg:

„Sehr geehrter Herr Hofmusikus!

Ich habe Ihnen vor ungefähr einem Jahre geschrieben, wie ich von meinen Prinzipalen, den Herren B. H. Schröder u. Co. in Amsterdam als Agent der Firma hierher geschickt worden bin. Ich habe damals nicht viel mehr mitgebracht als meine in jenem Geschäft erworbene kaufmännische Erfahrung, meine Sprachkenntnisse und meinen guten Willen. Ich wußte nicht, wie weit es mir glücken würde, die an mich gestellten Anforderungen zu erfüllen. Jetzt kann ich freudig und hoffnungsvoll in die Zukunft blicken. Meine Stellung dem Handels Hause gegenüber ist gefestigt; es ist mir gelungen, eine Anzahl vorteilhafter Geschäfte abzuschließen und neue wertvolle Verbindungen anzuknüpfen, deren Sicherheit, ich kann es ohne Übertreibung behaupten, auf meiner Person beruht. Ich darf sagen, ich bin der Firma Schröder u. Co. unentbehrlich geworden. Dem entspricht auch das Gehalt und die Höhe der Provision, die ich von ihr beziehe. Es ist mir sogar noch mehr gelungen. Meine Firma erlaubte mir, auch auf eigene Hand Geschäfte zu treiben. Vor drei Monaten bin ich in die Gilde der Großhändler zu St. Petersburg eingetragen worden. Ich habe mich fast ganz auf den Handel von Indigo gelegt, da

ich in Amsterdam eine gründliche Kenntniss dieses Artikels erlangt habe. Ich gehe ganz vorsichtig zu Werke; nur Firmen von bewährtestem Rufe gebe ich Kredit. So muß ich mich meist mit einem kleinen Gewinn begnügen, risikiere aber auch nichts.

Sie sehen, Herr Hofmusikus, meine Verhältnisse sind geordnet, meine Zukunft ist gesichert. Und jetzt komme ich mit einer großen und herzlichen Bitte zu Ihnen. Sie sind ein alter Freund der Familie Meincke in Zahren. Die jüngere Tochter Minna ist ein gern gesehener Gast in Ihrem Hause. Ich war ihr Freund und Spielgefährte in jenen längst vergangenen glücklichen Jahren in Ankershagen, als meine Mutter noch lebte. Wir waren einander als Kinder schon gut, und die lange Zwischenzeit hat an meiner Liebe zu ihr nichts geändert. Noch vor kurzem, als unselbständiger Kommis in Amsterdam, konnte ich es nicht wagen, um ihre Hand anzuhalten. Jetzt ist es anders geworden; ich kann Minna eine gesicherte Zukunft verbürgen und vermag mir kein größeres Glück auszudenken, als sie dauernd an meiner Seite zu haben.

Und darum, Herr Hofmusikus, bitte ich Sie als meinen alten Gönner herzlich, mir das Glück meines Lebens bauen zu helfen. Gehen Sie, bitte, zu Herrn Meincke, der ja leider in den letzten Jahren mit meines Vaters Familie zerfallen ist, stellen Sie ihm meine Verhältnisse dar und bitten Sie ihn für mich um die Erlaubnis, seine Tochter um ihre Hand bitten zu dürfen.

Von Minna bin ich nicht im Zweifel, daß der alte Jugendfreund ihr willkommen sein wird. Sie wollte mir ja sogar Troja ausgraben helfen. Glückliche Jugendzeit!

Daß dem Glücke der Jugend ein noch größeres Glück im Mannesalter folge, dazu verhelfen Sie, verehrter Herr Laue, Ihrem treu ergebenen

Heinrich Schliemann.“

Voll freudiger Hoffnung hatte Schliemann diesen Brief abgeschickt. Wie groß war seine Bestürzung, als er nach einem Monat die Antwort erhielt, daß Minna vor wenigen Wochen eine andere Ehe geschlossen habe. Diese Enttäuschung erschien ihm als der herbste Schicksalsschlag, der ihn treffen konnte; er fühlte sich unfähig zu irgendwelcher Beschäftigung und lag krank darnieder. Er machte sich die größten Vorwürfe, daß er nicht eher um ihre Hand angehalten hatte, und mußte sich doch immer sagen, daß er vorher in seiner unsicheren Stellung dies nicht hatte tun dürfen.

Die Arbeit war es schließlich, die Schliemann Heilung von seinen Schmerzen brachte. Mit doppeltem Eifer stürzte er sich, sobald die Wunde zu verharzen begann, in seine Geschäfte. Er erweiterte seinen Wirkungskreis, indem er in Moskau eine Filiale für seinen Engrosverkauf von Indigo gründete, und hatte auch hier bald glänzende Erfolge, da er bei seiner Menschenkenntnis tüchtige Agenten sich auszuwählen verstand. Es ist bezeichnend für ihn, daß er einem seiner früheren Diener schließlich die Leitung dieser Filiale übergab; hatte er es doch an sich selbst erfahren, daß nicht

Stand, Besitz und zunftmäßige Ausbildung, sondern Tatkraft, freier Blick und Treue den Erfolg im Leben verbürgen.

Eine mehrmonatige Reise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika unterbrach den russischen Aufenthalt. Fast hätte er sich entschlossen, dauernd in Sacramento in Kalifornien zu bleiben, wo er sehr wertvolle Handelsbeziehungen anknüpfte. Doch zwangen ihn mehrfache Fieberanfälle zur Rückkehr. Mit neuen Erfahrungen und erweitertem Blick betrieb er in Rußland seine alten Geschäfte um so tatkräftiger und erfolgreicher.

Der Brand in Memel.

Am Honoratiorentisch im Hotel de Prusse in Königsberg herrschte eine lebhafte Unterhaltung. Offiziere, Beamte und Kaufleute waren in regem Meinungsaustausch begriffen. Kein Wunder bei den Ereignissen, die im Oktober 1854 ganz Europa in Unruhe versetzten. Der Krimkrieg hatte begonnen, England, Frankreich und die Türkei gingen zum Angriff gegen Rußland vor; um Sebastopol, den russischen Kriegshafen auf der Halbinsel Krim, wurde erbittert gekämpft. Vor einigen Tagen war die Nachricht gekommen, daß bald nach dem blutigen Siege der Zuvaven an der Alma die Festung gefallen sei; ein Tatar sollte diese Meldung gebracht haben. Gestern waren die ersten Gegennachrichten eingelaufen, und es wurde nun viel über die Kriegsaussichten gestritten.

„Ich kann mir nicht denken,“ sagte der alte Oberst von Verschau, „daß die Verbündeten Sebastopol so im Handumdrehen nehmen werden. Ich kenne General Totleben, der bei den Russen das Kommando führt; in Mitau bin ich ein paar Monate mit ihm zusammen gewesen; glauben Sie mir, die Werke, die der anlegt, halten manchem Sturme stand.“

„Wenn nur die Übermacht der Westmächte nicht zu groß wäre,“ fiel ein anderer ein; „falls nun gar noch Österreich einige Armeekorps zu ihnen stoßen läßt, wie es den Anschein hat — —“

„Mir ist es gleichgiltig, was Österreich tut und was überhaupt mit Sebastopol wird,“ unterbrach ihn der Reeder Baring, ein klug aussehender Mann mit grauem Barte, „wenn nur Preußen weiter neutral bleibt. Was hätten wir davon, wenn wir uns auf Bunsens Rat an Frankreich und England oder nach dem Wunsche der Herren Gerlach und Niebuhr an Rußland angeschlossen hätten! Nachteile, nichts als Nachteile, Verluste, Scherereien, schließlich auch noch Demütigungen gegenüber den verehrten Herrn Verbündeten!“

„Sie beurteilen die Sachlage zu sehr von Ihrem kaufmännischen Standpunkte, Herr Baring,“ fiel ihm Hauptmann Jankovius ins Wort, „wir als Soldaten —“

„Gewiß urteile ich als Kaufmann,“ erwiderte Herr Baring, „und, Ihren soldatischen Standpunkt in Ehren, ich meine, hier kommt es einfach auf kühle Berechnung an. Wir können unserm Frankfurter Bundesgesandten, dem Herrn von Bismarck, gar nicht dankbar genug sein,

daß er den König bestimmt hat, auf fester Neutralität zu bestehen. Wir sind ja jetzt in der allervorteilhaftesten Lage; die englische Flotte kann zwar in der Ostsee den Russen militärisch nicht viel Schaden zufügen, aber sie blockiert die Häfen. Was sonst über Libau, Riga und Reval nach Rußland hineinkam, geht jetzt über Königsberg und Memel. Wir können von hier aus bequem über die Grenze liefern, weil wir mit Rußland in Frieden leben, und die Westmächte müssen unsere Häfen ungeschoren lassen, weil wir doch auch nicht Rußlands Verbündete sind. Ich gebe zu, ich spreche in eigenem Interesse. Seit langer Zeit hat die Firma Baring u. Co. nicht so gute Geschäfte gemacht wie jetzt. Aber was für uns gilt, gilt doch für alle, für die ganze Stadt, die ganze Provinz. Sagen Sie selbst, haben Sie je so viel Rauffahrer im Hafen gesehen wie jetzt? Und in Memel soll es noch besser sein.“

„Alles sehr schön,“ war die Antwort des Hauptmanns, „aber wo bleibt die Stellung Preußens unter den Großmächten? Wer sich bei großen Fragen nicht beteiligt, wird übersehen.“

„Oder aber er wird gerade deshalb geachtet, weil er selbständig bleibt und sich nicht von einer der Parteien ins Schlepptau nehmen läßt,“ rief der Reeder. „Doch verzeihen Sie, meine Herren, ich muß Sie einen Augenblick verlassen, um einen alten Bekannten zu begrüßen, der übrigens auch Sachverständiger in solchen Dingen ist.“

Der Neueintretende, der eben mit der Post an=

gekommen war und den Reifestaub noch an sich trug, war ein mittelgroßer, schlanker Herr mit scharfen Gesichtszügen.

„Willkommen, Herr Schliemann,“ rief Baring ihm entgegen, „was führt Sie aus Ihrem waffenstarrenden Rußland hierher?“

„Guten Abend, Herr Baring,“ erwiderte jener; ich komme aber jetzt gar nicht aus Petersburg, sondern aus Amsterdam. Ja ja, Sie haben recht, immer unterwegs! Ich freue mich aber besonders, daß ich gerade Sie heute treffe. Wie wärs, wenn wir nachher noch ein Stündchen miteinander plauderten? Jetzt muß ich allerdings erst etwas für meinen äußeren Menschen sorgen, solch zwölfstündige Postfahrt strengt an. — Ist mein Zimmer in Ordnung, sind Briefe für mich angekommen?“ wandte er sich zugleich an den Kellner.

„Gewiß, Herr Schliemann, aus Petersburg, Moskau und Memel. Ich habe wie immer das blaue Zimmer für Sie reserviert. Auch der Schreiber ist schon da, dem Sie zu diktieren pflegen.“

„Gut. Sie sehen, Herr Baring, Sie müssen mich jetzt noch für eine Weile beurlauben. Aber in einer Stunde, denke ich, bin ich mit dem Nötigsten fertig und hoffe, Sie dann noch hier zu finden.“ —

„Ich habe gute Nachrichten bekommen,“ berichtete nachher Schliemann Herrn Baring, als sie allein an einem kleinen Tische beim Nachtmahl saßen. Meyer u. Co. in Memel sind wirklich eine ausgezeichnete Firma. Alle Waren haben sie mir in kürzester Zeit

ausgeladen und untergebracht. Morgen fahre ich selber hin und leite die Beförderung nach Petersburg."

"In Amsterdam haben Sie Ihre Einkäufe gemacht?"

"Ja wohl, bei meinen alten Chefs, Sie kennen sie ja, B. H. Schröder u. Co.; außerdem bei J. Henry Schröder in London; natürlich meist wieder Indigo. Es ist das größte Geschäft, das ich je abgeschlossen habe. Zwei große Schiffe voll Ladung; ich hatte beinahe etwas Angst für die Seefahrt. Aber jetzt ist alles in bester Ordnung."

"So große Geschäfte in so bewegten Zeiten, das macht Ihnen nicht leicht einer nach."

"So ganz einfach ist es allerdings bei uns in Rußland jetzt nicht für einen Kaufmann. Zwar mit einer Einschränkung: was wir ins Land bringen, geht reißend ab; die Preise, die wir erzielen, sind gut, sehr gut sogar. Aber mit dem Kredit haben wir unsere Schwierigkeiten. Nach Rußland borgt jetzt niemand, alle Geschäfte gehen nur gegen bar. Selbst Schröder in Amsterdam macht da keine Ausnahme mit mir. Ich kann es ihm auch nicht übelnehmen. Beim Geschäft hat jeder an seine eigene Sicherheit zu denken."

"Und trotzdem so große Unternehmungen?"

"Ja, trotzdem! Denn jetzt bringen die Unternehmungen auch etwas ein. In den Gütern, die, wie mir dieser Brief meldet, heut in Memel lagern, steckt mein gesamtes Vermögen. Ich habe alles auf eine Karte gesetzt, allerdings auf eine gute, sichere Karte."

Kein Spiel ist es, sondern genaue, gewissenhafte Berechnung.“

„Und Ihr Glück verläßt Sie natürlich auch diesmal nicht. Ihr Glück ist unter uns Reedern ja beinahe sprichwörtlich geworden.“

„Mein Glück?“ erwiderte Schliemann in etwas zerstreutem Tone, „nun ja, es hat mich bis jetzt in Geschäften noch nie verlassen. Aber eigentlich muß ich in Königsberg immer an die Untreue des Glückes denken. Sehen Sie, dort drüben ist das „Grüne Tor“ mit seinem schönen Turme, und von meinem Schlafzimmer aus sehe ich immer so deutlich die Inschrift, die sich gleich von meinem ersten Aufenthalte her mir eingeprägt hat:

Vultus fortunae variatur imagine lunae,

Crescit, decrescit, constans persistere nescit.

Wie des Mondes Gesicht, so wechselt des Glückes Erscheinung
Nimmt bald ab, bald zu, doch nimmer ist es beständig.

Ich weiß nicht, warum ich gerade heute, während ich dem Schreiber diktierte, fortwährend an den Spruch denken mußte, als ich den Turm in der Dunkelheit vor mir sah.“

„Doch nicht gar abergläubisch, Herr Schliemann?“ lachte Baring. „Aberglaube ist doch bloß uns Seeleuten gestattet.“

Schliemann stimmte in das Lachen ein. „Nein, lieber Freund, nichts liegt mir ferner als das. Im Gegentheil, wenn mich etwas beherrscht und bestimmt,“ fuhr er ernster fort, „so ist es nicht ein Aberglaube, sondern ein Glaube.“

„Ein Glaube? und woran?“

„Daran, daß der Mensch kann, was er will; daß er sein Ziel erreicht, wenn er es nur nicht aufgibt. Verstehen Sie mich nicht falsch,“ setzte er hinzu, und ein düsterer Ausdruck breitete sich einen Augenblick über sein Gesicht, „eines kann der Mensch nicht; er kann nicht einen anderen Menschen sich gewinnen, wie er will. Wenn es sich um Freundschaft und Liebe handelt, ist es mit dem Willen des einen nicht getan, da sind zwei Menschen im Spiele, und auch der zweite hat seinen Willen und sein eigenes Gefühl, und das läßt sich nicht nach dem Willen des andern bestimmen und meistern. Aber wenn der Mensch Sachen, Zahlen, Plänen gegenübersteht, dann siegt unweigerlich der Stärkste, dann kann man, Herr Baring, erreichen, was man will.“

„Und Ihr Streben ist natürlich, in einer Reihe von Jahren der maßgebende Kaufmann in Petersburg zu sein, der Mann, durch dessen Hand alle geschäftlichen Täden laufen, die von Rußland zu uns herüberreichen!“

„Nein, Herr Baring,“ erwiderte Schliemann, und seine Miene wurde undurchdringlich, „das ist es nicht; das ist es wirklich nicht, was ich für erstrebenswert halte. — Jedoch ich merke, wir fangen an zu philosophieren. Lassen Sie uns lieber noch ein paar geschäftliche Dinge erledigen. Zwei Kaufleute sitzen in später Nachtzeit doch nicht zusammen, um allgemeine Gespräche zu führen.“

Bald darauf waren die beiden Herren eifrig damit beschäftigt, zu rechnen und Bestellungen und Aufträge in ihre Notizbücher zu schreiben. Sie kamen schließlich überein, die Postfahrt nach Memel am nächsten Tage gemeinsam anzutreten, um dort an Ort und Stelle einige Geschäfte zusammen zu erledigen.

Einige Meilen hinter Tilsit wurde die Reise wieder einmal auf eine Stunde unterbrochen, da die Pferde gewechselt werden mußten. Die beiden Reisenden saßen in der Stube der Posthalterei, froh, die Glieder bequem ausstrecken zu können, da trat mit verstörter Miene der Posthalter an sie heran. „Die Herren wollen nach Memel? Eben höre ich, daß dort ein schreckliches Feuer ausgebrochen ist.“ „Um Gotteswillen,“ rief Herr Bäring, „hoffentlich nicht bei den Speichern!“ „Ich weiß nicht,“ war die Antwort, „der Postillon, der von dort kam, mußte Memel mit der festgesetzten Zeit verlassen; er konnte nur berichten, daß ein fürchterlicher Sturm das Feuer immer weiter treibe; im Hafen sei es ausgekommen.“ „Im Hafen? Gebe Gott, daß das wieder nur eine Tatarennachricht ist!“ Wieder war es Bäring, der gesprochen hatte. Über Schlieemanns Lippen war noch kein Wort gekommen. Jetzt rief er bloß: „Schleunigst die Pferde, Herr Postmeister! Wir müssen hin so schnell als irgend möglich. Nehmen Sie vier Pferde, wenn es geht, und buchen Sie Extra-post, bloß Eile, Eile!“ In rasender Fahrt setzten sie die Reise fort; dreimal wurden die Pferde gewechselt. Aber

immer schlimmer wurden die Nachrichten, die ihnen unterwegs begegneten. Die ganze Stadt schien zerstört zu sein. Mit lautem Klagen vernahm Baring die Hiobsposten. Schliemann saß die ganze Fahrt, ohne ein Wort mehr zu sprechen, als unbedingt nötig war. Sein ganzes Leben zog an ihm vorbei, seine Entbehrungen und Hoffnungen, seine Leiden und seine Erfolge. Aber keine Mutlosigkeit war an ihm zu spüren, immer eiserner, gefesteter wurden seine Züge. Und jetzt kam man in die Nähe der Stadt. Mächtige Rauchwolken lagerten über ihr, hier und da loderten noch feurige Schwaden zum Himmel. Überall jammernde, von Rauch geschwärzte, mit Schmutz bedeckte Menschen. Plötzlich sprang Schliemann vom Wagen, er hatte in der Menge seinen Spediteur, Herrn Meyer, erkannt. „Wie steht es mit meinen Waren?“ Der aber wies mit der Hand nach den glimmenden Speichern und sagte bloß: „Dort liegen sie begraben.“ Baring schlang seinen Arm um Schliemanns Schultern. „Mut,“ sagte er, „Mut! Rechnen Sie auf mich, wir verlassen Sie nicht.“ Schliemann aber machte sich gelassen los und sagte mit fast übernatürlicher Ruhe, indem er mit ihm weiter nach dem Osten der Stadt ging, den das Feuer verschont hatte: „Lassen Sie es gut sein, Baring, ich helfe mir schon. Was verloren gegangen ist, war meine eigene Ware; auf Heller und Pfennig ist sie bezahlt. Ich schulde niemandem etwas, habe allerdings auch nichts mehr als mein Kontor in Petersburg. So bin ich in derselben Lage wie vor 8½ Jahren, als ich nach Rußland kam. Hab' eben

all diese Zeit umsonst gearbeitet, muß noch einmal von neuem anfangen. Aber das tue ich auch, Freund, das tue ich! Ich habe mir schon alles unterwegs überlegt. Noch heute Abend fahre ich mit der Post weiter nach Petersburg.“ —

Es war schwer, auf der Post Fahrkarten zu bekommen; zu viele drängten sich zur Abfahrt aus der unglücklichen Stadt. Um zwischen den ihn Bestürmenden eine Auswahl treffen zu können, fragte der Posthalter jeden nach dem Namen und dem Zweck der Abfahrt. Schliemann sagte, wer er sei, und fügte hinzu, daß er alle Güter verloren habe. Da rief plötzlich eine Stimme aus den hinteren Reihen: „Schliemann ist das? Schliemann ist ja der einzige, der nichts verloren hat.“ „Mann, wer sind Sie?“ rief Schliemann, indem er die Umstehenden zurückdrängte. „Ich bin der erste Kommiss von Meyer u. Co. Unser Speicher war schon übervoll, als Ihre Waren ankamen, und so mußten wir dicht dabei noch einen hölzernen Schuppen bauen, in dem Ihr ganzes Eigentum unversehrt geblieben ist.“ Er fügte zugleich Einzelheiten hinzu. Das Feuer war in dem massiven Speicher von Meyer u. Co. ausgekommen und durch einen orkanartigen Nordwind über die ganze Stadt verbreitet worden; eben dieser Sturm aber war die Rettung für den hölzernen Schuppen geworden, der wenige Schritte nördlich vom Speicher gelegen war.

Für Schliemann war dieser Übergang vom schwersten Kummer zur aufatmenden Freude zu groß und zu plötzlich. Er, der das Unglück wie ein Held ertragen

hatte, fühlte jetzt seine Kräfte schwinden. Tränen ran=nen aus seinen Augen, und lautlos schlich er zur Seite: er mußte allein sein mit sich und seinem Gott.

Kaufmann und Forcher.

Der Krimkrieg nahm seinen Fortgang. Die Russen verteidigten Sebastopol mit ungeahnter Zähig=keit; der Eingang zum Hafen wurde durch versenkte Schiffe versperrt, die Mauern und Forts durch Tot=leben auf eine Höhe des Verteidigungszustandes ge=bracht, die aller noch so tapferen Angriffe spottete. Es war für die Belagerer kaum möglich, in dem felsigen Boden Laufgräben und Parallelen anzulegen. Die Witterung erschwerte alle Arbeiten; schon im Herbst 1854 setzten Stürme und Regengüsse ein, durch die die Laufgräben in Kanäle verwandelt, die Zelte oft fußhoch unter Wasser gesetzt wurden. Cholera und Typhus rafften Hunderte hinweg.

Doch noch schwerer war die Lage für Rußland. Dem immer neuen Nachschub der Truppen der West=mächte konnte es nur durch große Aushebungen im ganzen Reiche begegnen. In Sebastopol allein lagen zuletzt über 150 000 Mann. Auch am Kaukasus, um Batum und Kars, fanden blutige Kämpfe statt. Die Kriegsmaterialien waren im Lande nur zum Teil zu beschaffen, die Zugänge von den Nachbarreichen aber waren fast sämtlich verschlossen. Es zeigte sich zugleich, wie wenig das große Reich auf einen Krieg

vorbereitet gewesen war. Jetzt erst, während des Krieges, wurden viele der notwendigsten Heeresbedürfnisse beschafft.

Der Handel Rußlands lag darnieder, denn die Gegner beherrschten die See. Die meisten russischen Handelshäuser beobachteten in ihren Unternehmungen die größte Zurückhaltung, um lieber auf bessere, gefahrlosere Zeiten zu warten. Einige Fälle von plötzlichem Zusammenbruch angesehenen Firmen waren den anderen ein warnendes Zeichen.

Gerade in dieser Zeit entfaltete Schliemann eine fieberhafte Tätigkeit. Den ganzen Tag war er in seinen Kontoren beschäftigt. Geschäft um Geschäft schloß er ab, eines immer kühner als das andere, aber alle aufs sorgfältigste überlegt und aufs klügste geleitet. Seine Beziehungen nach London, Amsterdam und Königsberg, die Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit der Firmen, mit denen er dort arbeitete, seine eigene Tatkraft, Geschäftserfahrung und Menschenkenntnis verbürgten selbst den gefährlichsten Unternehmungen Erfolg.

Seine Freunde hatten geglaubt, er werde, nachdem er in Memel nur durch einen unerhörten Glücksfall dem Ruin entgangen war, doppelt vorsichtig arbeiten. Das Gegenteil war der Fall. Zwar mit seinem Stammkapital von 150 000 Talern, das er damals in Memel angelegt hatte, wirtschaftete er in derselben Weise wie bisher weiter, er begnügte sich mit einem Gewinn von 12— 15 Prozent. Die 50.000 Taler aber, die er damals an den Waren verdient hatte,

weil er der einzige war, der etwas abzugeben hatte, gebrauchte er zu rücksichtslosen Spekulationen. In einem Jahr hatten sie sich verdreifacht. Vor allem warf er sich auf die Beschaffung von Kriegsmaterialien, Salpeter, Schwefel und Blei; er wurde einer der angesehensten Lieferanten der Regierung, und gerade weil er wagte, wo andere sich zaudernd zurückhielten, war sein Gewinn um so größer.

Fast ein Jahr lang hielt sich Sebastopol; schließlich aber mußte es erliegen. Auf mehr als 175000 Mann brachten die Belagerer ihre Truppen. In General Niel, den Napoleon sandte, fand Tottleben einen ebenbürtigen Gegner. Mit eiserner Energie schob er Parallele um Parallele an die Festung heran. Am 8. September 1855 erfolgte der große entscheidende Sturm; es gelang den Franzosen in maßlos erbitertem und blutigem Kampfe, das Fort Malakow einzunehmen. Über 13000 Mann betrugen an diesem Tage die Verluste der Verteidiger. Tottleben sah ein, daß die Festung nicht länger zu halten sei, er ließ in der darauffolgenden Nacht alle Festungswerke, die er noch in Händen hatte, in die Luft sprengen, alle Schiffe versenken und zog mit seinem Heer nach dem nördlichen Teile des Meerbusens, immer noch ein unbefiegter Held. Aber in Rußland wurde das Verlangen nach Frieden immer größer; zu schwer wogen die ungeheuren Verluste an Menschen und an Nationalvermögen. Alexander II., der seinem Vater Nikolaus gefolgt war, entschloß sich endlich trotz der ungünstigen Bedingungen zum Abschluß des Pariser Friedens.

Für Schliemann kam jetzt eine Zeit ruhigerer Arbeit. Während des Krieges war er, wie er selbst erzählt, mit Geschäften so überbürdet gewesen, daß er nicht einmal dazu kommen konnte, eine Zeitung, geschweige denn ein Buch zu lesen. Jetzt begann wieder das gleichmäßige, bei aller Tatkraft doch gelassene Arbeiten, wie er es vor dem Kriege gewohnt gewesen war. Auch mit seinen Freunden konnte er jetzt wieder andere als bloß geschäftliche Beziehungen pflegen.

Eine besondere Freude war es für ihn, als im Sommer 1856 der Reeder Baring ihn besuchte. „Welch frohe Überraschung“, rief Schliemann aus, als Baring nachmittags um 3 Uhr zu ihm in den Speicher trat. „Aber warum haben Sie mir Ihren Besuch nicht angezeigt? Ich hätte alles getan, um Ihnen schon die Ankunft angenehm zu machen.“

„Pünktlichkeit der russischen Post!“ erwiderte der Reeder, „wer sollte glauben, daß ein Brief, den ich 3 Tage vor meiner Abreise abschickte, erst nach mir ankommen würde! Aber was sehe ich, lieber Schliemann: Sie hier im Arbeitskittel? Und im Kontor sagte man mir, daß Sie schon seit 9 Uhr morgens im Speicher sind und nicht einmal eine Mittagspause gemacht haben. Ich merke, die Riesengeschäfte, von denen Sie während der Kriegszeit so viele durchführten, sind noch nicht zu Ende, da der hohe Chef des Hauses selbst seine Anwesenheit für unerläßlich hält.“

Schliemann lachte. „Sie überschätzen mich, Verehrtester. Der hohe Chef des Hauses Schliemann pflegt seine Hoheit fast täglich dadurch zum Ausdruck zu

bringen, daß er seinen Kunden eigenhändig im Speicher die Waren vorzeigt, selbst wenn es sich um ganz gewöhnliche Aufträge handelt.“

„Aber wo bleibt die Selbständigkeit Ihrer Angestellten? Sie ist doch für ein Kaufmannshaus unerläßlich,“ warf Baring ein.

„Vergessen Sie nicht,“ erwiderte Schliemann mit leiserer Stimme, „daß wir hier nicht in Deutschland sind. Zwar habe ich mir meine Beamten und meine Diener so gezogen, daß sie weit zuverlässiger sind als die der meisten anderen Firmen; aber nirgends gilt so wie hier das Wort „Führe uns nicht in Versuchung“. Sie wissen, wie sehr in Rußland das Schmier-Unwesen herrscht. Ich könnte Ihnen“ — hier lachte er lustig — „Beispiele aus dem Kriege anführen! Die übrigen Petersburger Indigohändler — es ist Ihnen ja bekannt, daß Indigo wieder meine Hauptware geworden ist, — überlassen den Verkauf ihren Kommiss oder Arbeitern, daher klagen die Kunden auch fortwährend darüber, daß er durch erdige und steinige Bestandteile verfälscht ist. Ich Sorge für reine Ware, gebe sie in demselben guten Zustande, wie ich sie von Henry Schröder in London bekomme, weiter und bin sicher, daß auch nicht ein Rubel in die Tasche meiner Angestellten fließt.“

„Aber wie halten Sie dieses aufreibende Leben aus?“

„Jung, gewohnt, alt getan, Herr Baring. Ich sage immer, es ist gut, wenn man von der Pike auf

gedient, das heißt für einen Kaufmann, wenn er seine erste Ausbildung im offenen Laden erhalten hat. Ich bin dem guten Herrn Hückstedt in Fürstenberg und seiner gestrengen Ehegattin noch jetzt von Herzen dankbar, daß sie mir damals keine Arbeit erlassen haben, auch nicht die unbedeutendste und unangenehmste. — Doch verzeihen Sie, da halte ich Sie hier im Speicher fest, während ich längst mit Ihnen hätte nach Hause fahren sollen. Kommen Sie, lieber Freund, das Mittagessen ist auf 4 Uhr bestellt, Sie werden dabei auch einen interessanten Menschen kennen lernen.“ —

„Sie haben recht,“ sagte Herr Baring, als er abends mit Schliemann im gemütlichen Wohnzimmer beim leise surrenden Samovar zusammensaß, „Sie haben recht, Herr Theodoros Dimpos ist wirklich ein Mann, den es sich lohnt kennen zu lernen. Er ist so ganz anders als die meisten Geistlichen der griechisch-katholischen Kirche, auf allen Gebieten beschlagen, gewandt und klug, ein Mann, der sicher noch eine Zukunft hat*). Welcher günstige Zufall hat ihn in Ihr Haus geführt?“

„Ein Zufall überhaupt nicht. Ich habe ihn selbst gebeten zu mir zu kommen und ihn als meinen Lehrer engagiert.“

„Als Ihren Lehrer, worin sollten Sie noch einen brauchen?“

*) Herr Baring prophezeite richtig: Th. B. wurde später Erzbischof in Athen.

„Im Griechischen,“ erwiderte Schliemann, „und zwar in der Sprache, die heute gesprochen wird. Glauben Sie nicht, daß ich mit athenischen Firmen Geschäfte machen will; das würde sich nicht recht lohnen. Aber ich habe mit Hilfe des Herrn Bimpos, der in Attika geboren ist, die neugriechische Sprache gelernt, um das alte Griechisch um so leichter zu bewältigen. Diese Methode ist vortrefflich. Sehen Sie dieses Buch, es ist der alte brave Thukydides, ich finde mich schon ganz leidlich darin zurecht.“

„Die wievielte Sprache ist es eigentlich, die Sie jetzt erlernen?“

„Die elfte, glaube ich;“ war die gelassene Antwort, „und auch diesmal habe ich dieselbe Methode angewandt wie bei den andern allen. Ich verschaffte mir eine neugriechische Übersetzung von St. Pierres Paul et Virginie und las sie aufmerksam durch, indem ich jedes Wort mit dem des französischen Textes verglich. Nach zweimaligem Durcharbeiten hatte ich fast alle griechischen Wörter im Kopfe, und nicht eine Minute habe ich mit dem Nachschlagen von Vokabeln vergeudet. Herr Bimpos stand mir aufs freundlichste mit seinem Räte bei, und die an das Lesen anschließenden Unterhaltungen mit ihm haben mir die Sprache geläufig gemacht. Ich finde, daß auf allen Schulen, vor allem an deutschen Gymnasien, dieselbe ebenso einfache wie erfolgreiche Methode angewendet werden sollte.“

„Sie dürfen aber andere Menschen nicht nach Ihrer erstaunlichen Sprachbegabung beurteilen. Ich

für meine Person muß bekennen, daß ich mit dem Lesen von Paul et Virginie nicht viel erreicht hätte. Und nun gar bei dem Massenunterricht auf unseren Schulen, wo die Unbegabten die Begabten fortwährend hemmen! Ich meine tatsächlich, Ihre Methode ist auf Sie selbst zugeschnitten, nicht auf gewöhnliche Sterbliche, und höchstens auf zielbewußte erwachsene Menschen, nicht auf Schüler mit ihrem ja sehr liebenswürdigen, aber oft doch auch recht störenden Leichtsinne. Aber sagen Sie, weshalb lesen Sie eigentlich die alten Schriftsteller? Wenn ich Sie recht beurteile, um in würdiger Weise nach den vielen geschäftlichen Aufregungen Ihrem Geiste ein Betätigungsfeld zu geben, auf dem sich erholen kann. Ich kenne einen hervorragenden Politiker, der zu diesem Zwecke astronomische Berechnungen treibt.“

„O nein, lieber Baring, dazu bin ich doch zu praktisch und zielbewußt. Ein bloßes Genießen, und wäre es auch der edelsten Art, entspricht nicht meiner Natur; ich muß stets reale Zwecke verfolgen. Und jetzt will ich Ihnen etwas mitteilen als Antwort auf eine Frage, die Sie einst in Königsberg an mich richteten.“

„In Königsberg?“

„Ja gewiß, am Tage vor dem großen Brande in Memel. Sie fragten mich, welchen Endzweck ich eigentlich mit meinen Geschäften verfolge.“

„Ich erinnere mich; Sie brachen damals das Gespräch ab.“

„Stimmt. Denn damals war ich meinem Ziel

noch zu fern; heut habe ich es zwar noch nicht erreicht, aber ich habe es doch wenigstens in sichtbarer Nähe: ich hoffe, die Zeit ist nicht mehr fern, dann gebe ich alle Geschäfte auf und widme mich archäologischer Arbeit.“

„Die Geschäfte aufgeben? Wo bleibt Ihre Konsequenz, Herr Schliemann?“

„Nie war ich konsequenter als mit diesem Entschlusse. Sehen Sie, lieber Freund, das war mein Streben, mein Sehnen, mein Vorsatz von meiner frühen Kindheit an. Dazu arbeite ich, dazu wage ich Geschäfte, die allen anderen zu kühn sind, dazu stehe ich jeden Morgen im Speicher und jeden Nachmittag im Kontor! Dazu sitze ich jeden Abend über meinen Büchern.“

„Um den Rest Ihres Lebens in der Studierstube zu verbringen?“

„O nein, nein! Ich denke gar nicht daran, die Zahl der Stubengelehrten zu vermehren. Praktische Wissenschaft will ich treiben. Ist denn alle Weisheit bloß in den Büchern vergraben? Im lebendigen Schoße der Erde ruhen die Schätze, die ich heben will, nicht zwischen Schweinsleder und papierenen Hüllen! Denken Sie an Troja, denken Sie an die vielen berühmten Trümmerstätten in Griechenland. Was für eine Kultur liegt unter ihnen begraben, was für riesige Denkmäler menschlicher Tätigkeit! In sie eindringen, die verdeckten Spuren wieder ans Tageslicht bringen, das denke ich mir als würdiges Lebensziel. Die Menschen der Vergangenheit wieder kennen lernen, nicht

aus dem, was sie schrieben, sondern aus dem, was sie bauten, nicht aus ihren Worten, sondern aus ihren Werken und aus ihren Waffen, Wohnungen, Geräten!“

„Ein Held der Feder also wollen Sie nicht werden.“

„O doch, die Feder ist die Waffe der modernen Kultur, sie soll mir nicht ungenützt bleiben. Aber neben der Waffe will ich als braver Arbeiter auch noch ein Werkzeug in der Hand führen, und das ist der Spaten. Er soll mir die Schätze ans Tageslicht fördern. Die Wissenschaft des Spatens, da haben Sie mein Ja und Amen!“

„Und dieser Wissenschaft wollen Sie sich mit dem Tage widmen, an dem Sie sich von Ihren Geschäften zurückziehen?“

„So hatte ich es früher einmal vor. Aber in der letzten Zeit ist mir ein anderer Gedanke gekommen. Ich will vorher noch einige Zeit dazu benutzen, um ein völlig freier Mensch zu werden. Sie sehen mich erstaunt an; aber ich will es Ihnen erklären. Ich gehe jetzt, abgesehen von meiner Abendbeschäftigung, ganz auf in meinen kaufmännischen Geschäften; alles betrachte ich unter ihrem Gesichtswinkel, auch die Menschen, auch die allgemeinen Zustände. Das soll ein richtiger Kaufmann auch tun. Aber bei meinen späteren Plänen muß ich davon loskommen. Wer die Vergangenheit der Völker richtig beurteilen soll, muß auch die Gegenwart völlig frei und unbefangen überblicken. Und daher sollen nach den Jahren des Erwerbes erst einige Wander-

jahre kommen. Unbehindert durch Sorgen und Berechnungen, will ich mir Welt und Menschen ansehen; möglichst viele Menschen und auf möglichst weitem Raum. Dann denke ich auf dem kleinen, abgelegenen Raume, den ich mir aussuchen werde, auch etwas Tüchtiges zu leisten."

"Sie reißen mich fort, lieber Freund. Wer hätte solche Begeisterung in Ihnen vermutet?"

"Ohne innere Begeisterung kann kein Mensch etwas leisten. Auch als Kaufmann nicht. Gestehen Sie es ein, Sie fühlen das selber. Und darum hoffe ich," so schloß er mit leisem Lächeln und wieder in seinem gewohnten ruhigen Tone, „Sie werden mit dem begeisterten Schliemann ebenso gern noch ein paar Jahre ihre Geschäfte weitertreiben wie bisher mit dem scheinbar so kühlen und berechnenden. Auf gute Zukunft!"

Der Millionär.

Im Jahre 1858, im Alter von 36 Jahren, war Schliemann soweit, daß er glaubte, sich völlig vom Geschäft zurückziehen zu können. Er reiste nach Schweden, Dänemark, Italien, Agypten, wo er „die Gelegenheit benützte“, Arabisch zu lernen, dann nach Jerusalem und Syrien, darauf nach Smyrna und Athen. Dort war er im Begriff nach Ithaka zu fahren, da bekam er die Nachricht, daß einer seiner Hauptschuldner einen Prozeß gegen ihn angestrengt habe, um seiner Ver-

pflichtungen ledig zu werden. Da der Prozeß sich mehrere Jahre hinzog und seine Anwesenheit in Petersburg unumgänglich notwendig machte, nahm er, wie er sagt, „um eine Beschäftigung und Zerstreuung zu haben“, seine Handelsgeschäfte noch einmal auf und zwar in noch viel größerem Maßstabe als bisher. Wie er dabei vorging, hat er in der Einleitung seines Buches „Ilios“ so offen und mit einer für ihn so kennzeichnenden Selbstverständlichkeit beschrieben, daß wir am besten seine eigenen Worte anführen:

„Vom Mai bis Oktober 1860 belief sich der Wert der von mir importierten Waren auf nicht weniger als 10 Millionen Mark. Außer in Indigo und Olivenöl machte ich in den Jahren 1860 und 1861 auch in Baumwolle sehr bedeutende Geschäfte. Als die Baumwolle zu teuer wurde, gab ich sie auf und machte Geschäfte in Tee. Meine erste Teeordre an die Herren Henry Schröder u. Co. in London war auf 30 Kisten; als diese vorteilhaft verkauft waren, ließ ich 1000 und bald darauf 4000 und 6000 Kisten kommen, kaufte auch zu billigem Preise das ganze Teelager von Herrn J. A. Günzburg in Petersburg, der sich ganz vom Warenhandel zurückziehen wollte, und verdiente in den ersten sechs Monaten 140 000 Mark an Tee, indem ich außerdem noch 6 % Zins vom Kapital hatte. — Meine Hauptstapelware aber blieb Indigo; und da ich eine gründliche Kenntniß dieses Artikels besaß, so hatte ich keine Konkurrenz zu fürchten und durchschnittlich einen Reingewinn von 200 000 Mark am Indigo und außerdem 6 % Zins vom Kapital.“

So befand er sich Ende 1863 im Besitze eines Vermögens, „das an Größe alles übertraf, was er in seinen kühnsten Träumen je zu erstreben gewagt hatte.“ Da außerdem der Prozeß endlich zu seinen Gunsten entschieden wurde, liquidierte er jetzt endgiltig sein Geschäft. Wieder unternahm er große Reisen; er besuchte Tunis, Agypten, Indien, China und Japan; von dort fuhr er über den Stillen Ozean nach Kalifornien; während der Überfahrt schrieb er sein erstes Buch „La Chine et le Japon“. Von St. Franzisko reiste er dann nach den östlichen Vereinigten Staaten, Havanna und Mexiko. Im Frühjahr 1866 endlich ließ er sich für längere Zeit in Paris nieder. Über die Einnahmen aus seinem Vermögen hat er sich noch einmal im Jahre 1880 ausgesprochen, eben in der Einleitung seines Buches „Ilios“:

„Da ich auf meiner letzten Reise nach England und Deutschland zu wiederholten Malen der Meinung begegnet bin, ich verschwende, von Ehrgeiz getrieben, mein ganzes Vermögen an meine archäologischen Forschungen, so halte ich es für nötig, dem Leser hiermit zu versichern, daß, obgleich ich mich jetzt um meiner wissenschaftlichen Bestrebungen willen von allen Spekulationen fernhalte und mich mit einem mäßigen Zinsertrage meines Kapitals begnügen muß, doch mein jährliches Einkommen sich noch auf 200000 Mark beläuft, während meine Jahresausgaben, einschließlich der Kosten für die Ausgrabungen, nicht mehr als 100000 Mark betragen, und daß ich somit imstande bin, jährlich noch 100000 Mark zum Kapital zu schlagen“.

Was würde Herr Hückstedt dazu gesagt haben, wenn er diese mit gutem Humor geschriebene Selbsteinschätzung seines ehemaligen Lehrlings noch hätte lesen können!

Und nun war die Zeit gekommen, wo Schliemann daran gehen konnte, die von früher Jugend auf gehegten Ideale in die Wirklichkeit umzusetzen. Im Jahre 1868 unternahm er eine Reise nach den wichtigsten Stätten altgriechischer Kultur in der ausgesprochenen Absicht, sich die Orte auszusuchen, an denen er seine Grabungen beginnen könne. Daß Troja darunter war, ist selbstverständlich.

Es war, als ob den jetzt sechsundvierzigjährigen Mann noch einmal ganz das Feuer der Jugend ergriffen hätte. Er gab sich rückhaltlos seiner Begeisterung hin und scheute sich nicht, aller Welt davon zu berichten.

In Korfu suchte er den Nachweis zu führen, daß es Scheria, die Insel der Phäaken, sei. In Ithaka, wo er neun glückliche Tage weilte, forschte er an allen Stellen, die zur Sage Beziehungen hatten, nach Spuren der Zustände, wie sie zu des Odysseus Zeit bestanden. Er ließ sich von den Bewohnern immer wieder erzählen, was sie von Odysseus und Penelope wußten, und las den glücklich lauschenden die schönsten Stellen der Ilias und Odyssee vor. In Troja konnte er seine Nüchternung kaum bewältigen, als er „die ungeheure Ebene vor sich sah, deren Bild ihm schon in den Träumen der Kindheit vorgeschwebt hatte“, und als er am Skamander in Ermangelung eines Bechers beim Trinken sich über den Fluß neigen mußte, wobei seine Arme

bis zu den Ellenbogen in den Morast einsanken, „dachte er lebhaft daran, wie tausend andere sich bereitwillig noch weit größeren Beschwerden unterwerfen würden, um diesen göttlichen Fluß zu sehen und sein Wasser zu trinken“.

Es sind solche Stellen seines im Jahre 1869 erschienenen Buches „Ithaka, der Peloponnes und Troja“ bespöttelt worden. Schliemann selbst wird in späteren Jahren über jenen Sturm und Drang gelächelt haben. Aber schön und vorbildlich ist die edle Begeisterung, die aus dem ganzen Buche spricht, und die Ehrfurcht vor den durch die Sage geweihten Stätten, die ihm zuzurufen schienen: das Land, wo du stehst, ist ein heiliges Land. Die verschiedensten Orte von Griechenland suchte er auf dieser Reise auf, und überall war er darauf bedacht zu prüfen, wo Ausgrabungen am meisten Erfolg versprächen. Tiryns und Mykene kamen in Griechenland am ersten in Betracht. Als er dann aber jenseits des Ägäischen Meeres in der Ebene des Skamanders stand, war es für ihn entschieden: in Troja sollten die ersten großen Grabungen unternommen werden.

Um dem Orte seiner Haupttätigkeit nicht zu fern zu sein, verlegte er im Jahre 1869 seinen Wohnsitz dauernd nach Athen. Und hier wurde ihm ein großes Glück zuteil. Er lernte die jugendschöne Griechin Sophia Rastromenos kennen und gewann ihre Liebe. Sie hat ihm während einer ungetrübten Ehe treulich zur Seite gestanden. Zwei Kinder hat sie ihm geboren, ein Mädchen und einen Knaben; sie erhielten die Namen

Andromache und Agamemnon. Während der meisten Ausgrabungen war Sophie Schliemann an der Seite ihres Gatten. Ihre Anwesenheit war für die Bewohner der Troas stets ein besonderes Ereignis, von dem sie allen Fremden triumphierend erzählten. Manche Ausgrabungen hat sie im Auftrage ihres Gatten selbständig ausgeführt, so die eines Grabhügels bei Ilion und des sogenannten Grabes der Ahtämnestra bei Mykene. Nach dem Tode ihres Gemahls gewährte sie die Mittel für die Fortsetzung der trojanischen Grabungen im Jahre 1893; auch für das folgende Jahr stellte sie alle Werkzeuge und Beförderungsmittel für die Grabungen weiter zur Verfügung. Noch jetzt ist sie die treueste Hüterin des Andenkens ihres Gatten in den weihervollen Räumen des „Iliu Melathron“, des weltberühmten Hauses Schliemanns in Athen. Schliemann ist glücklich zu preisen, daß er eine solche Gefährtin und Arbeitsgenossin gefunden hat; hatte er doch schon in seiner Jugend sich vorgenommen, mit der Geliebten seines Herzens Troja auszugraben; und gibt es doch auch nach des alten Homers Ausspruch nichts Wünschenswerteres auf Erden,

„Als wenn Mann und Weib, in herzlichster Liebe
vereinigt,

Freudig gemeinsam walten; den Feinden ein trän-
kender Anblick,

Aber Wonne den Freunden; und mehr noch
genießen sie's selber!“

So strahlte ein günstiger, glückverheißender Stern
über dem jetzt beginnenden neuen Abschnitte in Schlie-

manns Leben. Wir aber verlassen jetzt für eine Weile den durch seinen Lebensgang vorgezeichneten Weg und betrachten zusammenfassend nach den einzelnen Schauplätzen die Grabungen, die er vorgenommen hat, ihre Ziele, ihren Gang und ihre Ergebnisse.

Wir beginnen mit Troja.



Schliemann gräbt Troja aus.

Die trojanische Ebene.

Am 9. August 1868 befand sich Schliemann zum ersten Male an dem Orte, dem schon die Träume seiner Jugend gegolten, in der Ebene von Troja. Im Norden ist sie begrenzt durch die Meeresstraße des Hellespont; über zwei Kilometer weit erstreckt sich hier der Strand zwischen den Ausläufern der Vorgebirge Sigeion und Rhoteion. Hier hat nach der gewöhnlichen Annahme das Schiffslager der Griechen gelegen. In mehreren Linien waren die Schiffe ans Land gezogen, und vor ihnen standen die aus Lehm und Holz gebauten, mit Schilf gedeckten Hütten der Krieger.

Rechts und links, beim Sigeion wie beim Rhoteion, und auch sonst an einigen Punkten am Rande der Ebene erheben sich kegelförmige Hügel, die offenbar von Menschenhand aufgeworfen sind. Sie erinnern uns an die Grabhügel griechischer und troischer Helden, die in der Ilias erwähnt werden. Die Frage allerdings, wem die einzelnen Hügel zuzuteilen sind, kann ebenso wenig beantwortet werden wie die nach der Art, selbst nach der Zeit der in ihnen erfolgten Bestattung. Die Ausgrabungen, die Schliemann dort veranstaltet hat, sind ziemlich erfolglos geblieben, und die Türkei hat

seitdem die Erlaubniß zu weiteren Nachforschungen verweigert aus Furcht, daß die von ihr am Hellespont angelegten Befestigungen eingesehen werden könnten.

Die Ebene selbst erstreckt sich erst sieben Kilometer nach Süden, dann fast ebenso weit nach Südosten. Sie ist durchströmt von einem in vielen Windungen sich hinschlängelnden Flusse, dem heutigen Menderes, der jetzt im Westen der Ebene fließt, im Altertum aber an ihrem östlichen Rande strömte; noch jetzt ist das alte Bett an dem syenithaltigen, vom Ida herabgespülten Untergrunde deutlich erkennbar. Das kann nur der Skamander sein, der in der Ilias so viel genannte Fluß; für gewöhnlich strömt er in ruhigem Laufe, und an manchen Stellen kann man sein Bett mit Wagen durchfahren oder selbst durchwaten; zur Zeit der Schneeschmelze aber und wenn starke Regengüsse herniedergegangen sind, wälzt er ungestüm und strudelreich seine Wellen dahin, und wehe dem, der wie einst der wilde Achill von ihm überrascht wird.

In den alten Skamanderlauf mündete von Osten einst ein Bach, der heutige Dumbrek, der jetzt, soweit er sich nicht in der heißen Jahreszeit in Sümpfen verliert, als selbständiges Gewässer beim Vorgebirge Rhoiteion in den Hellespont sich ergießt. Es drängt sich von selbst die Vermutung auf, daß dies der Homerische Simoeis ist. Gerade der Umstand, daß er oft das alte Skamanderbett nicht erreicht, sondern nur bisweilen die Sümpfe durchbricht, die ihn von diesem trennen, paßt prächtig zu der Stelle der Ilias, wo der

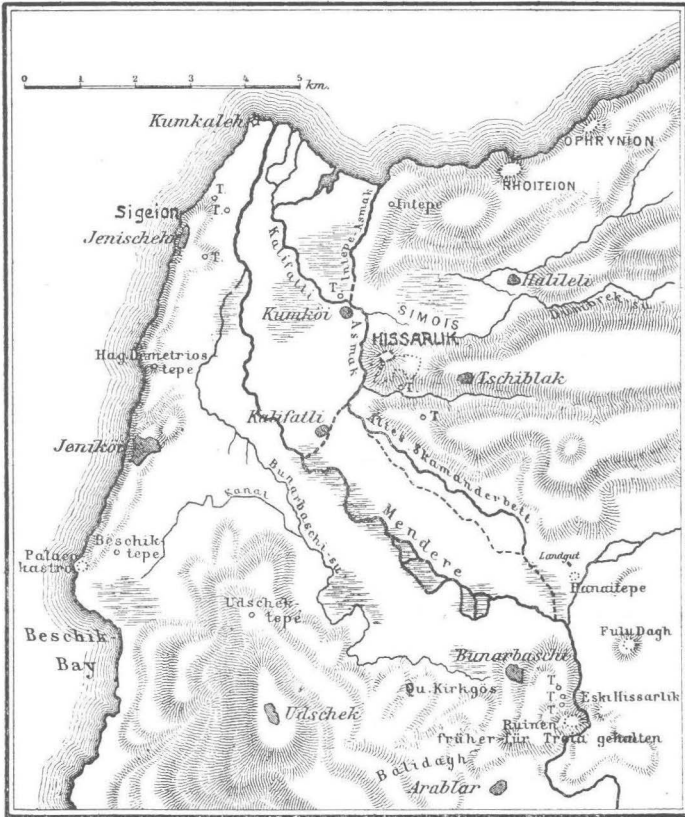
Skamander seinen untätigen Genossen zu Hilfe ruft, zu Hilfe rufen muß, um den gegen die Troer wütenden Achilleus in den Fluten niederzuwerfen.

Aber wo bleibt „die heilige Ilios“ selbst, wo bleibt Troja, die große, weitsträßige Stadt, die Tausenden von Troern mit Weib und Kind und noch weit mehr Bundesgenossen Unterkunft bot? Eine Stadt von solcher Ausdehnung ist, mag man ihre Lage nun ansehen, wo man will, auf einem einzigen Hügel am Rande der troischen Ebene überhaupt nicht denkbar. Aber diese Angaben, wie wir sie z. B. im zweiten Buche der Ilias finden, sind ja nicht bindend, nicht einmal für die übrigen Teile des Homerischen Gedichtes. Wird uns doch in einem anderen Buche erzählt, daß Hector dreimal vor Achill um die ganze Stadt Troja floh, ehe er sich zum Kampfe stellte, und wir haben den Eindruck, daß dieser graufige Wettlauf nur eine verhältnismäßig kurze Spanne Zeit in Anspruch nahm. So steht Übertreibung gegen Übertreibung: der Dichter schaltet frei mit Zeit und Raum, wie es ihm in seine augenblickliche Darstellung paßt. Aber eine mit hohen Mauern umwehrte Festung, eine große Burg zum mindesten muß es doch gewesen sein, deren Fall Homer den Stoff zu seinem unsterblichen Liede bot, — wenn wir nicht etwa annehmen wollen, daß die ganze Erzählung willkürlich in diese Gegend verlegt worden sei. Wo hat diese Burg gestanden?

Im Altertum setzte man sie fast einstimmig an auf dem westlichsten Teile eines Höhenzuges, der südlich vom jetzigen Dumbrek an die Ebene stößt. Hier

lag auf dem niedrigen Hügel, der heute den Namen Hissarlik, d. i. „Burg“ führt, in historisch-griechischer Zeit das Dorf Ilios, das ein kleines, einfaches, aber wegen seiner Beziehung zur alten Sage weithin berühmtes Atheneheiligtum besaß. Selbst Xerxes, der grimmige Feind des Griechentums, machte im Jahre 480 auf seinem Zuge gegen Hellas hier halt, um Athene zehn Hekatomben von Rindern darzubringen, und noch bekannter ist der Aufenthalt Alexanders des Großen an dieser Stätte, der den alten Heroen, vor allem seinem Vorbilde Achilleus, hier opferte und neben anderen Gnadenbeweisen dem Orte Stadtrechte verlieh. Hier erhob sich in römischer Zeit die Akropolis einer weit größeren, über die östlichen Höhen sich ausdehnenden Stadt, des Novum Ilium, das schon deswegen von den Römern in hohen Ehren gehalten wurde, weil sie den Ursprung ihrer edelsten Geschlechter aus Troja herleiteten. Aber, merkwürdig genug, niemand scheint in den alten Zeiten in dem Schutte, der den Hügel bedeckte, nach der alten Stadt gegraben, niemand die hohen Mauern oder ihre Fundamente gesucht zu haben, obgleich doch fast alle gläubigen Gemüthes annahmen, daß sie hier einst gestanden und zehn Jahre lang dem Sturm der Feinde Troß geboten hätten.

Gänzlich fehlte es allerdings auch im Altertum nicht an Zweiflern, die das alte Troja an einen anderen Platz verlegten. Schon 160 Jahre vor Christi Geburt behauptete ein alter Schriftsteller, daß das Homerische Troja ganz im Südosten der Ebene, vier-



Troia
mit der Skamanderebene.

zehn Kilometer vom Hellespont entfernt gelegen habe, und der berühmte Geograph Strabo, der unter des Tiberius Regierung gestorben ist, trat seinem Urteile bei. Aber wieder merkwürdig: auch an der von ihnen bezeichneten Stelle, beim heutigen Dorfe Bunarbaschi scheint im Altertum niemand mit Hacke und Spaten nach den alten Mauern gesucht zu haben, und, was noch mehr auffallen muß, auch in der neuen und neuesten Zeit hat man weder in Hissarlik noch in Bunarbaschi systematische und gründliche Ausgrabungen veranstaltet —, bis endlich Schliemann kam und ein Vermögen von Hunderttausenden daran setzte, um Trojas Mauern wieder ans Tageslicht emporsteigen zu lassen.

Und doch war in den letzten seiner Tätigkeit vorausgehenden Jahrzehnten die Frage nach der Lage des alten Troja von Gelehrten wie von Laien wieder lebhaft erörtert worden. Die Zahl derer, die sich für Bunarbaschi entschieden, hatte dabei immer mehr zugenommen. Heinrich Kiepert und Ernst Curtius hatten sich für diese Theorie ausgesprochen, und für viele bestimmend war das Urteil Moltkes, der in seinen „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei 1835—1839“ für Bunarbaschi eintrat: „In der näheren Bestimmung der Lage von Troja,“ sagt er, „weichen die Gelehrten etwas von einander ab; wir, die wir keine Gelehrten sind, ließen uns einfach von einem militärischen Instinkt an den Ort leiten, wo man (damals wie heute) sich anbauen würde, wenn es gälte eine unersteigbare Burg zu gründen.“

Auch Schliemann begann seine Ausgrabungen nicht auf Hissarlik, sondern bei Bunarbaschi. Unmittelbar nach seiner Ankunft mietete er Arbeiter und ließ, wie er berichtet, an hundert verschiedenen Punkten bei dem Hügel von Bunarbaschi Löcher in den Boden graben. An einer Stelle südlich von den Anhöhen, wo schon kurz vorher eine kleine Grabung stattgefunden hatte, fand er Ruinen eines kleinen, befestigten Platzes, aber die durchschnittliche Tiefe der Trümmer betrug nicht mehr als anderthalb Fuß, und er fand dort nur Scherben „von ordinärer hellenischer Töpferware aus der makedonischen Zeit“. An anderen Stellen war überhaupt nichts von Überresten aus dem Altertum zu entdecken. „Fast überall,“ so berichtet Schliemann, „drangen wir bei einer Tiefe von 60 Zentimeter bis 1 Meter in den Boden ein; aber nirgends zeigten sich auch nur die kleinsten Spuren von Ziegeln oder Töpferwaren, nirgends das geringste Anzeichen, daß der Ort jemals von Menschen bewohnt gewesen sei. Trotzdem setzten wir unsere Arbeiten auch noch während des ganzen folgenden Tages fort, aber ohne jeglichen Erfolg, und ich kann jetzt mit einem Eide bekräftigen, daß hier niemals eine Stadt existiert hat.“

Noch andere Höhen auf beiden Seiten der Ebene untersuchte Schliemann aufs sorgfältigste; überall blieb sein Forschen vergeblich. Da kam er auf den Hügel Hissarlik, und alsbald befestigte sich in ihm die Überzeugung, daß nur hier das Homerische Troja gelegen haben könne. Maßgebend war dabei für ihn vor

allem die Lage des Hügels, der die ganze Ebene bis zu dem fünf Kilometer entfernten Hellespont beherrscht. Alle Vorstellungen, die seine Phantasie sich auf Grund der genauesten Kenntniss der Homerischen Schilderungen von der Ebene zwischen dem Schiffslager und Troja gemacht hatte, sah er hier in der Wirklichkeit verkörpert. Er faßte den Plan, hier nicht erst kleine, sondern sofort umfassende Ausgrabungen zu veranstalten, und verkündete der Welt diese Absicht in seinem Buche „Ithaka, der Peloponnes und Troja“, das er Ende 1868 veröffentlichte.

Die Schwierigkeiten der Ausgrabungen in Troja.

Siebenmal im ganzen hat Schliemann Ausgrabungen in Troja veranstaltet: 1871, 1872, 1873, 1878, 1879, 1882 und 1890. Nach seinem Tode hat Wilhelm Dörpfeld die Grabungen im Jahre 1893 und 1894 fortgesetzt und zu vorläufigem Abschlusse gebracht. Mehr als einmal glaubte Schliemann am Schluß einer Arbeitsperiode genügend sichere und weitgehende Ergebnisse erzielt zu haben, um mit den Forschungen an Ort und Stelle aufhören zu können, stets aber veranlaßten ihn neue Rätsel und Streitfragen, das Werk wieder aufzunehmen.

Die Schwierigkeiten, die sich ihm bei diesen Arbeiten in den Weg stellten, waren ungeheuer; sie beruhten theils auf äußeren Umständen, theils sind sie innerlich begründet.

Die trojanische Ebene zählt noch jetzt, 44 Jahre nachdem Schliemann zum ersten Male dort eintraf, zu den verlorensten Winkeln der Kulturwelt. Nach der Strandebene am Hellespont kann man nur in kleinen Segelbooten gelangen, wenn man überhaupt eines ausfindig macht, das für teures Geld die Fahrt unternimmt. Gewöhnlich landet man bei den Daranellen und muß von dort auf schlechtem Pferde den siebenstündigen Ritt nach Hissarlik unternehmen, wo man sich mit der allereinfachsten Unterkunft begnügen muß. Daher wird auch jetzt noch Troja nur von wenigen Reisenden aufgesucht.

Diese Schwierigkeiten waren natürlich noch viel größer, als Schliemann zum ersten Male hinkam. In Bunarbaschi, einem elenden und schmutzigen Dorfe, hatte man ihm geraten, bei einem Albanesen einzufehren, aber die Wände, die Geräte, die hölzerne Bank, auf der er schlafen sollte, wimmelten so von Wanzen, daß er es vorzog, die Nächte im Freien zu verbringen trotz des Regens, der ihn bis auf die Haut durchnäßte. Auch bei seinem zweiten Aufenthalte in Troja mußte er, obgleich er seine Frau bei sich hatte, in einem elenden türkischen Dorfe wohnen, das zwei Kilometer von der Arbeitsstätte entfernt lag. Später errichtete er auf Hissarlik selbst mehrere hölzerne Häuser und eines aus Stein, aber gegen den durchdringenden Wind und die Kälte, die im Februar und März herrschten, boten sie nur wenig Schutz. Da merkte er, daß Troja mit Recht bei Homer das „windige“ genanni wird.

Freilich, Schliemann wußte ein einfaches, allerdings nicht jedem zu empfehlendes Mittel, um Erkältungen zu entgehen: schon im März ritt er täglich in aller Frühe nach dem Hellespont, um ein Seebad zu nehmen; noch vor Sonnenaufgang war er wieder in Hissarlik. Er war eben ein Mann von nordischen Nerven und nordischer Widerstandsfähigkeit. Bei einem dieser Ritte in der Dunkelheit wäre er beinahe ums Leben gekommen, da eine Brücke unter ihm einbrach und er unter das Pferd zu liegen kam; erst nach einer Stunde wurde er von zwei Gendarmen aus seiner peinlichen Lage befreit.

Die Einwohnerschaft der trojanischen Ebene trat den Ausgrabenden zuerst wenig freundlich gegenüber; sie suchte sie auf alle Weise auszunützen, ohne etwas zu leisten; die Mohamedaner sahen in dem „Franken“ einen lästigen Eindringling. Die angeworbenen Arbeiter waren zum großen Teil unzuverlässig. Nicht selten kamen Betrügereien und Unterschlagungen vor; kein Wunder bei den vielen Gegenständen aus edlem Metall, die in dem Hügel gefunden wurden.

Auch die türkischen Behörden hinderten die Ausgrabungen oft mehr, als sie sie förderten. Trotz der tatkräftigen Unterstützung, die Schliemann namentlich bei dem italienischen und dem amerikanischen Gesandten in Konstantinopel fand, gelang es ihm meist nur unter großen Schwierigkeiten, einen Ferman, d. i. die Erlaubnis der türkischen Regierung für die Ausgrabungen, zu erhalten.

Im Jahre 1874 strengte sogar die türkische Re-

gierung einen großen Prozeß gegen Schliemann an, weil sie sich von ihm bei der Teilung der Funde verführt glaubte. Tatsächlich wurde Schliemann zur Zahlung von 10 000 Franken verurteilt. Hier zeigte er so recht seine Menschenkenntnis und kaufmännische Klugheit wie seinen guten Humor: statt der verlangten 10 000 Franken sandte er sofort an den türkischen Minister für Volksaufklärung die Summe von 50 000 Franken ein zur Verwendung für die kaiserlich ottomanischen Museen. Seine Schenkung wurde auch sofort mit freundlichstem Danke angenommen, die Unterhandlungen um Ausstellung eines neuen Germaniums fanden aber erst nach Monaten einen befriedigenden Abschluß.

Auch später machten sich immer wieder Widerstände seitens der türkischen Regierung bemerkbar. Bei der letzten Grabung, die Schliemann selbst leitete, im Jahre 1890, verbot sie jegliches Meissen und Zeichnen im Ausgrabungsgebiete aus Furcht, die deutschen Architekten möchten die 6 Kilometer von Hisarlik entfernten Festungswerke von Kum-Kaleh aufnehmen. Trotz aller Gesuche gelang es Monate lang nicht, das unsinnige Verbot rückgängig zu machen; kein Meterstab, keine Meßkette durfte bei den Ausgrabungen verwandt werden. Erst als der energische Herr von Radowicz deutscher Botschafter geworden war, wurde die Erlaubnis dazu erteilt. Jetzt begann überhaupt infolge des persönlichen Einflusses des deutschen Kaisers auf den Sultan und seine Regierung eine bessere Zeit für deutsche Forscher in der

ganzen Türkei. Die Einwirkung Wilhelms II., der von jeher den größten Anteil an archäologischen Entdeckungen nahm und aus staatlichen Fonds wie aus der eigenen Schatulle oft große Summen für sie zur Verfügung stellte, hat auch veranlaßt, daß nach Schliemanns Tode dessen Werk durch Dörpfeld und seine Mitarbeiter ungestört zum Abschluß gebracht werden konnte.

Noch größer als die äußeren Hemmnisse waren die Schwierigkeiten, die Schliemanns Unternehmungen innerlich in sich trugen. Auch inbezug auf die Ausgrabungen war Schliemann ein Autodidakt. Niemand hatte ihn gelehrt, wie man es anfangen solle, eine verschüttete alte Stadt ans Tageslicht zu bringen, ohne kulturhistorisch bedeutsame Schichten, die über der gesuchten lagen, der Vernichtung preiszugeben. Er begann ohne eine geübte Arbeiterschaft, ohne geschulte Aufseher und Ingenieure, ausschließlich auf seinen praktischen Blick und darauf angewiesen, aus den eigenen Erfahrungen zu lernen und auf ihnen immer bessere Methoden aufzubauen. Erst bei seinen späteren Grabungen, vom Jahre 1882 an, traten ihm wohl vorgebildete Forscher, vor allem Wilhelm Dörpfeld, zur Seite.

Schon in der äußeren Ausrüstung der Arbeiter, in den Beförderungsmitteln, die in der ersten Zeit zur Anwendung kamen, zeigte sich dieses Anfängertum. Mit großem Stolz erzählt Schliemann, daß er im Jahre 1872 im Gegensatz zum Vorjahre vortrefflich ausgerüstet gewesen sei, indem die Firma Henry

Schröder in London ihm eine genügende Anzahl der besten englischen Schiebkarren, Spitzhauen und Spaten verschafft habe. Dabei grub er anfangs mit 80, später mit 120—150 Arbeitern. Niemand würde heute mehr daran denken, so große Bodenverschiebungen ohne eine Feldeisenbahn ausführen zu lassen; Schliemann benutzte eine solche zur Wegschaffung der Schuttmassen erst im Jahre 1890, vorher begnügte er sich mit den viel zu umständlichen Schiebkarren und Handwagen.

Die eigentliche feine Ausgrabungstechnik hat sich fernerer erst in den letzten Jahrzehnten entwickelt. Früher wurde meist eine Art Raubbau getrieben; auf ein einziges Ziel, am liebsten auf die Entdeckung von Schätzen — mochten sie nun in edlen Metallen, Skulpturen oder Inschriften bestehen —, war das Augenmerk gerichtet; was sonst in den Weg kam, wurde vernachlässigt und fiel oft der Zerstörung anheim. Die großen Ausgrabungen, die das deutsche Reich im Jahre 1875 in Olympia begann, haben in dieser Beziehung neue Wege gewiesen. Seitdem ist die Arbeit, die bei den Grabungen geleistet wird, immer feiner, vorsichtiger, abwägender geworden. Es ist erstaunlich, welch lange Zeit man jetzt darauf verwendet, eine einzige Terrasse, ein einziges größeres Gebäude auszugraben. Kein Stein, der sich beim Wege in die Tiefe zeigt, wird unbeachtet gelassen; kein Mauerrest wird entfernt, ehe er aufs genaueste geprüft ist. Scheint er irgendwie kulturhistorisch von Bedeutung, so strebt man danach, ihn an Ort und Stelle bestehen zu lassen, und gräbt aufs vorsichtigste an

ihm herab, bis man vielleicht auf andere, wertvollere Schichten stößt, die seine Beseitigung verlangen. Ehe man sich aber zu dieser versteht, wird alles sorgfältig vermessen, abgezeichnet, photographiert und beschrieben. Wertvollere Teile von Bauten sucht man soviel als möglich in der ursprünglichen Höhenlage zu erhalten; man stützt sie durch hölzerne Balken oder eiserne Stäbe, man unterfängt sie durch neue Mauern, — oft eine lebensgefährliche Arbeit, — aber man hat dann auch die Freude, wenn die umliegenden Erd- oder Steinschichten genügend tief abgetragen sind, die Zellwand eines Tempels, die Pfeiler eines Saales, das Bühnengebäude eines Theaters in ihren wichtigsten Teilen so vor sich zu sehen, wie sie im Altertum dastanden. Wie im großen, so wird im kleinen jetzt mit der größten Sorgfalt vorgegangen; mit den Händen, nicht mit Schaufeln wird an Orten, wo man Kleinfunde zu machen hofft, die Erde in kleine Körbe aus weichem Bastgeflecht gescharrt und in diesen nach den bereitstehenden Wagen der schmalpurigen Feldbahn geschafft. Ist es möglich, zusammengehörige Stücke, etwa von Säulen oder Pfeilern, wieder an- oder aufeinanderzusetzen, so geschieht dies vermittelst großer Krähne. Bauglieder, bei denen dies nicht ausführbar ist, werden zum mindesten neben einander gelegt, etwa an einer Seite des Grabungsfeldes so aufgebaut, daß der Kundige aus ihnen sofort die Formen des Giebels, des Frieses, der Fassade erkennt, von denen einige Bruchstücke hier vereinigt sind. Auf diese Weise erfordert die Aus-

grabung eines verhältnismäßig kleinen Platzes und seine Herrichtung oft viele Monate, aber dann sind auch wahre Schmuckplätze geschaffen, Musterstätten wissenschaftlicher Arbeit. Als vorbildlich können z. B. die deutschen Ausgrabungen in Pergamon, in Priene, Milet und Didyma bezeichnet werden oder die englischen Ausgrabungen in Knossos auf Kreta.

Schliemann trieb anfangs seine Ausgrabungen in rücksichtsloser, stürmischer Art. Sein Ziel war die Auffindung des Homerischen Trojas, alles andere war ihm Nebensache. Er wußte ganz genau, daß zum mindesten zwei Schichten, eine griechische und eine römische, darüber lagen, aber er bedachte sich nicht einen Augenblick sie zu zerstören, um zu der von ihm gesuchten Stadt zu gelangen. So trieb er im Jahre 1872 einen ungeheuren Graben, eine Plattform, wie er es nennt, von 70 Meter Breite von Norden her in den Hügel und zog in dieser wieder einen 15 Meter breiten Graben, bis er auf den natürlichen Felsen stieß. Die zweite Schicht, von unten gerechnet, hielt er für die Stadt des Priamos, und diese möglichst vollständig freizulegen war sein Hauptziel in den folgenden Jahren. Es ist ihm diese Einseitigkeit oft verdacht worden; es ist nicht zu leugnen, daß bei vorsichtigerer Arbeit manches hätte gerettet werden können, was jetzt unwiederbringlich verloren ist. Aber Schliemann ist auf seinem ursprünglichen Standpunkt nicht stehen geblieben; während der Arbeit selbst lernte er immer mehr die Bedeutung auch der übrigen Schichten, den kulturhistorischen Wert des ge-

samten Trümmerfeldes von Hisjarlik erkennen; er erhob sich immer mehr von der Einseitigkeit zur Universalität. So wurde aus dem, der auszog, eine einzelne Stadt zu finden, der Erforscher all der Wandlungen, die eine wichtige Kulturstätte während dreier Jahrtausende erfahren hat.

Mit der Verbreiterung des Ziels wuchsen natürlich auch wieder die Schwierigkeiten der Arbeit. Es war oft ungeheuer schwer, wenn nicht unmöglich, die einzelnen Perioden, die durch die aufgefundenen Reste von Mauern gekennzeichnet wurden, aus einander zu halten. Auch hier handelt es sich ja um Methoden, die erst in den letzten Jahrzehnten, also während der Ausgrabungen in Hisjarlik und zum Teil an ihnen selbst gewonnen worden sind. Nur durch eine möglichst umfassende Vergleichung von Funden, die an den verschiedensten Stellen gemacht sind, hat man allmählich eine Art von wissenschaftlicher Zeitfolge aufgebaut, die für alle gegenwärtigen und künftigen Ausgrabungen die wichtigsten Anhaltspunkte bietet. Im Anfange der siebziger Jahre aber war dieser Teil der archäologischen Wissenschaft noch in der ersten Entwicklung begriffen. Kein Wunder, daß während der Ausgrabungen Schliemanns immer wieder neue Erkenntnisse die vorher aufgestellten Meinungen ablösten, daß die späteren Veröffentlichungen Schliemanns und noch mehr die Dörpfelds in vielen wesentlichen Punkten die früheren Behauptungen berichtigen.

Schliemann scheute sich nie einzugestehen, daß er sich geirrt habe. Er trug andererseits aber auch

kein Bedenken, das, was er augenblicklich für richtig hielt, bekanntzugeben, selbst auf die Gefahr hin, daß später eine Ergänzung oder Berichtigung nötig sein werde. Seine tatkräftige Natur kannte auch in dieser Beziehung kein Zaudern. Auch war es sein Wunsch, alle diejenigen, die sich für sein Werk interessierten, über dessen Gang auf dem laufenden zu erhalten. So ging mit der Arbeit in Hissarlik selbst eine umfangreiche literarische Tätigkeit Hand in Hand. Im Jahre 1874 legte Schliemann die Ergebnisse seiner Grabungen nieder in dem Werke „Trojanische Altertümer“, das durch einen Atlas von 218 Tafeln erläutert wurde und zugleich in deutscher und französischer Ausgabe, bald darauf auch in englischer Sprache erschien. 1881 veröffentlichte er das fast 900 Seiten starke, mit ungefähr 1800 Abbildungen versehene Buch „Ilios“, das er englisch schrieb und zugleich ins Deutsche übersetzen ließ; 1884 erschien ein neues Werk unter dem Titel „Troja“, wieder zugleich in deutscher und in englischer Sprache. Die Berichte Schliemanns über seine trojanischen Ausgrabungen im Jahre 1890 wurden nach seinem Tode von Dörpfeld veröffentlicht; das Vorwort dazu ist von Schliemanns treuester Mitarbeiterin, seiner Gattin Sophie, geschrieben. Über die Fortsetzung der Arbeiten in Troja liegen namentlich zwei Arbeiten Dörpfelds vor, „Troja 1893“ und das 1902 erschienene monumentale Werk „Troja und Ilion“, in dem in mustergiltiger Weise auf 650 Seiten die gesamten Grabungen in Troja und ihre Ergebnisse dargestellt sind. Um von Schliemanns literarischer

Tätigkeit das richtige Bild zu geben, seien hier alsbald noch seine beiden anderen Hauptwerke angeführt, „Mykenä“, das 1878 in deutscher und englischer, bald darauf auch in französischer Sprache herausgegeben wurde, und „Tiryns“, das 1886, wiederum in allen drei Sprachen, erschien. Dazu kommen eine Reihe kleinerer Schriften und gelegentliche Veröffentlichungen. Seit 1874 wird auf dem Titel der Bücher als Verfasser Doktor Heinrich Schliemann genannt. Diese Würde hatte ihm 1869 seine Heimatsuniversität Rostock verliehen; 1883 wurde er auch zum Doktor der englischen Universität Oxford ernannt, wie überhaupt in England sein Wirken besondere Anerkennung fand.

Doch zurück zu Schliemanns Ausgrabungen in Troja! Wir sahen, wie schwierig sie in vieler Hinsicht waren; die Hauptschwierigkeit aber haben wir bisher nur nebenbei erwähnt: es gibt keinen Ort der abendländischen Welt, an dem so viele Schichten über einander aufgehäuft sind wie in Hissarlik. Schon Orte, wo drei oder vier Trümmerschichten über einander liegen und eine mehrere Meter hohe Schuttmasse bilden, sind ungemein schwer wissenschaftlich zu erforschen; in Troja aber beträgt die Höhe des Zuwachses, den der Hügel durch die Ruinenmengen erfahren hat, über 15 Meter, genau so viel wie er selbst ursprünglich sich über die Ebene erhob, und nicht weniger als neun zeitlich voneinander getrennte Perioden der Besiedlung werden nach Dörpfelds Feststellungen gegenwärtig dort unterschieden. Auch innerhalb dieser neun

Schichten lassen sich z. T. wieder noch mehrere Zeitstufen unterscheiden, so daß im ganzen sich dreizehn Abschnitte ergeben. Und diese Schichten liegen nicht etwa einfach übereinander, so daß sie sich bei einem Einschnitte in den Hügel als sauber sich abhebende Streifen darstellen, sondern sie sind vielfach durcheinander geschoben, sie kreuzen sich, verdecken sich, und oft genug haben alte Schichten ganz weichen müssen, damit neuere ihren Platz fänden. So war es eine Aufgabe von ungeahnter Größe und Schwierigkeit, an die Schliemann frohen Mutes herangegangen war, ohne doch, mehr mitzubringen als seine Begeisterung und Tatkraft, seinen scharfen Verstand und seine Opferwilligkeit.

Wir können hier weder die richtigen Wege, die Schliemann eingeschlagen hat, noch die Irrgänge, die er eine Zeitlang wandelte, im einzelnen verfolgen. Wir müssen uns mit einer Übersicht über die wichtigsten Schichten begnügen. Dörpfeld hat sie und ihre Zeitdauer in folgender Tabelle zusammengestellt:

Schicht	Ansiedlung	Ungefähre Zeitdauer
I	uralte Ansiedlung	vielleicht 3000—2500 v. Chr.
II	prähistorische Burg	„ 2500—2000 „ „
III—V	3 prähistorische Dörfer	„ 2000—1500 „ „
VI	das Homerische Troja	ungefähr 1500—1000 „ „
VII	2 vorgriechische Ansiedlungen	„ 1000— 700 „ „
VIII	das griechische Ilion	„ 700— 0
IX	Akropolis des römischen Ilion	0—500 nach „

Unwillkürlich steigt, wenn wir diese Zusammenstellung, zumal die beigefügten Zahlen lesen, das Bild von „Chidher dem ewig jungen“ vor uns auf, der alle fünfhundert Jahre an denselben Ort kommt und immer alles von Grund aus verändert findet, während die Männer, die er befragt, davon überzeugt sind, daß es so wie jetzt ewig gewesen sei und ewig bleiben werde.

Ich fuhr an einer Stadt vorbei,

Ein Mann im Garten Früchte brach. — —

Da fand ich keine Spur der Stadt,

Ein einsamer Schäfer blies die Schalmel,

Die Herde weidete Laub und Blatt. — —

Da fand ich einen waldigen Raum

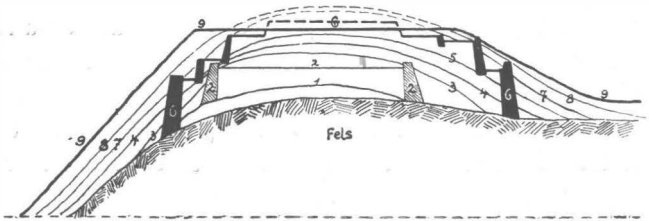
Und einen Mann in der Siedelei. — —

Da fand ich eine Stadt, und laut

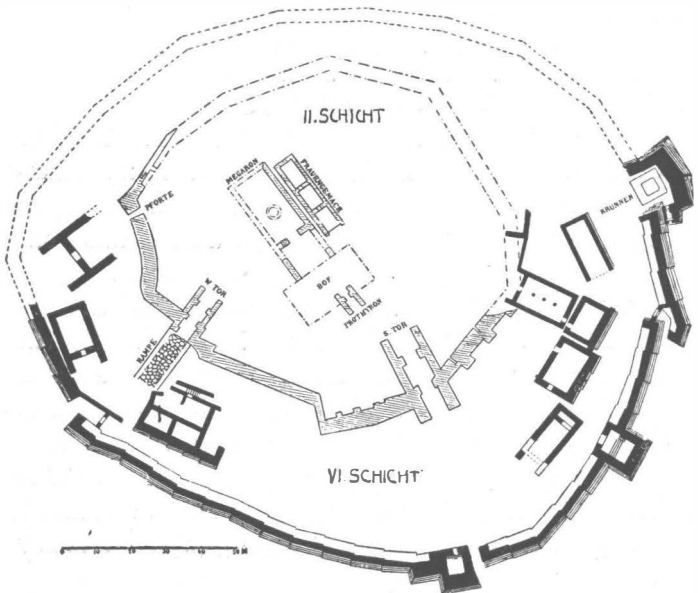
Erschallte der Markt von Volksgeschrei. — —

Auch in Hissarliß folgen städtische und dörfliche Ansiedlungen, unbedeutende ländliche Flecken und mächtige Burgen, die für die Ewigkeit gebaut zu sein schienen, in stetem Wechsel aufeinander, und dazwischen liegen immer lange Jahre, wo der Ort ganz verlassen war. Jetzt ist es eine Stätte, wie Chidher bei all seinen Fahrten sie noch nie erblickt hat, ein Arbeitsobjekt für wissenschaftliche Forschung, an dem alle Bestandteile aufs sorgfältigste herauspräpariert sind wie an einem für anatomische Zwecke hergerichteten Leichnam die Muskeln, Sehnen und Nerven. Was wird es sein, wenn der ewig junge nach fünfhundert Jahren wieder desselbigen Wegs gefahren kommt?

Die neun trojanischen Ansiedlungen.



Schematischer Durchschnitt durch den Hügel Hissarlik.



Plan der II. und IV. Ansiedlung von Troja (Ludkenbach, Kunst und Geschichte).



Hügel Hissarlik von Nordosten
(Man beachte die zahlreichen Einschnitte und Schutthalden)

Wer jene Männer gewesen sind, die 3000 Jahre vor Christi Geburt auf dem Hügel zwischen Simoeis und Skamander sich niederließen, wie sie hießen, welche Sprache sie redeten, von wannen sie kamen, wird ewig in Dunkel gehüllt bleiben. Jedenfalls waren sie die ersten Ansiedler, denn ihre einfachen Mauern bauen sich unmittelbar auf dem natürlichen Felsen auf. Es sind von dieser Schicht nur verhältnismäßig kleine Teile ausgegraben, da man sich mit Recht scheute, die darüber liegenden Mauern zu zerstören. Nur in dem großen Nord-südgraben, den Schliemann 1872 zog, ist man bis auf die unterste Schicht gestoßen. Man fand hier eine Reihe von Mauern aus wenig oder gar nicht bearbeiteten flachen Steinen, die in schräger Stellung aneinander gelegt sind. Während dickere Mauern zum Ringwall der Ansiedlung gehören, sind andere die Wände der einfachen Gebäude, die innerhalb der Umwallung standen. Mit der Hand geformte tönerner Gefäße, in mühseliger Arbeit aus Stein hergestellte Messer, Hämmer und Ätze legen Zeugnis ab von der einfachen Kultur dieser Ansiedler, die, wie es scheint, die Metalle noch gar nicht oder nur in ihren ersten Anfängen kannten.

Da war ein ganz anderes Geschlecht das zweite, das sich — auch noch in prähistorischer Zeit, zwischen 2500 und 2000 vor Christo — hier festsetzte. Eine regelrechte Burganlage, die älteste ariische, die überhaupt erhalten ist, krönte den Hügel. Ihre Mauern waren so gewaltig, die zwischen ihnen gefundenen Schätze zeugten von solchem Reichtum, daß Schliemann

diese Burg für das Homerische Troja halten konnte. Sie ist fast ganz von ihm ausgegraben worden. Freilich im Norden ist von den Mauern fast nichts mehr vorhanden; teils waren sie schon im Altertum verschwunden, teils wurden sie durch den Nord-Südgraben zerstört; aber im Osten, Süden und Westen sind sie um so besser erhalten.

Man fand hier starke, nach vorn abgechrägte Mauern, deren Höhe je nach der Höhe des Abhanges, auf den sie standen, zwischen einem und $8\frac{1}{2}$ Meter schwankte; sie bestanden aus fast unbearbeiteten, flachen Steinen, die meist durch Erdmörtel mit einander verbunden waren. Sehr auffallend war die starke Neigung ihrer Böschung, die fast 45 Grad betrug, so daß man ohne große Schwierigkeit hinaufsteigen konnte. Eine solche Mauer konnte natürlich nur den Unterbau der Befestigungsanlage bilden. Doch wo war der senkrechte Oberbau, der dazu gehörte? Nirgends waren darüber gebaute Steinmauern zu entdecken. Aber etwas anders fand man überall über der Böschung: ungeheure Mengen von gelbem, rotem und schwarzem Bauschutt. Schliemann bezeichnete sie zuerst als Holzasche. Bald aber stellte sich heraus, daß es sich um gebrannte (gelbe), halbverbrannte (schwarze) und ganz verbrannte (rote) Lehmziegelreste handelte, die mit Erde, Holz, Schlacken und anderen verbrannten Gegenständen vermischt waren. Hier also hatte man den gesuchten Oberbau; er war hergestellt aus ursprünglich ungebrannten, an der Luft getrockneten Lehmziegeln, zwischen die Holzbalken ein-

gefügt waren, um die Festigkeit zu erhöhen. Noch jetzt sind solche Lehmziegel ein beliebtes Baumaterial in Griechenland.

Durch ein ungeheures Feuer muß diese Stadt zerstört worden sein; seine Glut ließ nicht nur alle Holzteile in Flammen aufgehen, sondern zerstörte auch einen großen Teil der Lehmziegel, die obersten natürlich, wo der Zug und die Hitze am größten waren, am vollständigsten. Es handelt sich nicht um ein zufälliges Schadenfeuer, sondern um eine absichtliche Zerstörung, um eine Eroberung der Stadt durch Feinde. Die Einwohner sind wohl getötet oder in die Gefangenschaft geführt worden; nur dadurch erklärt es sich, daß so viele wertvolle Schätze zwischen den Häusermauern liegen bleiben konnten, bis Schliemann so glücklich war, sie zu finden.

Zwei große Tore führten im Süden in die Burg hinein; ein drittes hat wohl im Norden gelegen. Schreiten wir durch das östliche der beiden Südtore, so befinden wir uns in einem Vorhofe, dessen Fußboden mit einer Kieselage bedeckt ist. Durch eine zweite Toranlage treten wir in den Innenhof. Hier liegt die Wohnung des Burgherrn. Dem Tore gegenüber steht das Hauptgebäude, das wie die Burgmauern aus einem steinernen Unterbau und einem Oberbau aus Lehmziegeln bestand. An eine offene Vorhalle schloß sich ein 10 m breiter und doppelt so langer Saal an. Dies war die Halle des Herrschers, sein Megaron, um den Homerischen Ausdruck auf diese weit

frühere Zeit anzuwenden, wo er aß und trank, seine Freunde beim Mahle bewirtete und seine Getreuen zu ernstem Räte versammelte. Neben dem Hauptgebäude liegen mehrere ganz ähnliche, kleinere, die wohl den erwachsenen Söhnen oder anderen Verwandten des Fürsten als Wohnung dienten.

Nur eine Burg war es, deren Überreste diese zweite Schuttschicht von Hissarlik bilden, allerdings eine große Burg mit ungeheuren Mauern, mit einem Vorhof, der wohl die Gebäude für die Mannen, und einem Innenhofe, der die Herrscherhäuser enthielt. Mächtige Feinde müssen es gewesen sein, die eine solche Burg bezwingen konnten. Klingt in den Sagen von den früheren Zerstörungen, die Troja erfahren hat, etwas wieder von dieser Burg und ihrem Fall? Die Zerstörer zogen jedenfalls ab, nachdem sie ihr Werk vollbracht hatten, und lange Zeit blieb die Stätte unbewohnt; eine Ackerkrume bildete sich über den Trümmern.

Dann siedelten sich allmählich Leute aus der Umgegend wieder auf dem Hügel an. Gering war ihre Zahl und gering ihr Wohlstand; unregelmäßig bauten sie ihre Häuser auf den vorhandenen Steinfundamenten auf. Auch diese Ansiedlung ging wieder zu Grunde; aber eine neue und nach deren Zerstörung abermals eine neue folgte, beide ebenfalls klein und dürftig. Immer wieder wurden neben Holz und wenig bearbeiteten Steinen große Mengen von ungebrannten Ziegeln zum Bau der Häuser benützt. Kein Wunder,

daß bei deren Zerstörung oder Verfall der Boden des Hügels sich immer mehr erhöhte.

„Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.“

Da bot die troische Ebene wieder einen ganz anderen Anblick. Wieder thronte hier ein starkes Herrschergeschlecht, und wieder erhob sich eine Festung mit riesigen Mauern auf dem Hügel am Skamander. Aber sie war weit größer als die frühere Burg. 20 000 Quadratmeter betrug ihr Flächeninhalt, 550 Meter der Umkreis ihrer Mauern. Sie waren nicht wie jene nur um die Spitze des Hügels erbaut, sondern zogen sich in weitem Ringe an den äußeren Abhängen hin. In vier Terrassen, die durch feste Stützmauern gesichert waren, erhoben sich die Häuser der Stadt. Auf der obersten standen, weithin sichtbar, die Paläste der Herrscher und die Tempel der Götter. Die Ringmauern haben eine gewisse Ähnlichkeit mit denen der zweiten Schicht; auch sie bestehen aus einem geböschten Unterbau und einem senkrechten Oberbau. Aber die Ausführung ist eine ganz andere. An die Stelle der kleinen, kunstlos aneinander gereihten flachen Steine sind mächtige, wohl bearbeitete Kalkstein-Blöcke getreten, die zum Teil so sorgfältig an einander angeschlossen sind, daß man die Fugen kaum entdecken kann. Da ist es nicht mehr möglich, an der Böschungsmauer emporzusteigen, wie bei der prähistorischen Burg, zumal da die Neigung der Böschung jetzt bei dem sorgfältigeren, festeren Aufbau viel geringer sein konnte als ehemals. Die oberen Mauern

haben wohl auch bei dieser Stadt noch eine Zeitlang aus Lehmziegeln bestanden; nur so erklärt sich die gewaltige Dicke des Unterbaus an seiner oberen Fläche. Aber bald wurden sie durch zwei Meter dicke, 4—5 Meter hohe Quadermauern ersetzt. So bieten die Mauern der sechsten Stadt einen ungemein stattlichen Anblick, und ihre Schönheit wird noch dadurch erhöht, daß der Mauerzug nicht rund, sondern polygonal angelegt ist: geradlinige Mauern von ungefähr neun Meter Länge sind zum riesigen Vieleck zusammengesetzt, und zwar so, daß sich überall Vorsprünge zeigen, indem die linke Kante des einen Stückes ungefähr 15 cm über die rechte Kante des Nachbarstückes hervorragte.

Drei große Tore sind in der Ringmauer aufgefunden worden, im Osten, Süden und Westen; außerdem hat wahrscheinlich noch eines an der Nordseite bestanden. Drei mächtige Türme von vorzüglicher Bauweise sind ausgegraben worden, einer neben dem Südtor, einer im Osten, der dritte im Nordosten. Der letztere deckte eine nach Süden gewandte kleine Pforte, ein Ausfallstor, wie wir es ähnlich in Tiryns kennen lernen werden; in seinem Inneren barg er einen Brunnen, der fast zehn Meter unter den Fußboden der sechsten Stadt hinabreicht.

Von dieser Festung können wir auch genau angeben, in welche Zeit sie fällt. Nach den Tonscherben, die in ihr gefunden worden sind, gehört sie in das heroische Zeitalter des Griechentums, in die mykenische Zeit, die ihren Namen erhalten hat von der ebenfalls durch Schliemanns Grabungen erschlossenen

Stadt Mykene in Argolis. Sie ist gleichzeitig mit dieser Stadt, mit der Stadt Agamemnons, der in der Sage die gewaltigen griechischen Heerscharen gegen Troja führte. Hier haben wir also jenes Troja, von dem Homer uns erzählt, die Stadt des Priamos und des Hektor, die Stadt, die zehn Jahre lang den Griechen widerstand und endlich durch des Odysseus List zu Fall kam. Und wenn diese Namen und Ereignisse auch nicht der Geschichte, sondern nur der Sage angehören, hier haben wir doch sicher die Stadt, deren Macht und deren Zerstörung dem Dichter den Anlaß gegeben hat, sein Epos zu schaffen oder Sagen, die ursprünglich an anderen Stätten haften, hierher zu übertragen.

Was würden wir darum geben, wenn wir einen klaren Einblick hätten in die Bauart der Herrscherhäuser und Tempel, die einst auf der obersten Terrasse — Pergamos heißt sie bei Homer — standen! Aber von diesen ist keine Spur mehr erhalten; durch Bodenveränderungen, die in römischer Zeit auf dem höchsten Teile des Hügels vorgenommen wurden, sind auch die letzten Fundamente beseitigt worden. Nur von den Häusern des letzten, untersten Ringes ist eine Anzahl in den Grundmauern wieder aufgefunden worden; auch sie bestanden, wie die der zweiten Schicht, aus Vorhalle und Megaron, an das wahrscheinlich auch auf der Rückseite eine offene Halle angeschlossen war.

Eine große Stadt in unserem Sinne ist auch dieses Troja keineswegs; aber es paßt zu der Größe

von Tiryns und Mykene. Auch das sind keine Städte, die Tausende von Einwohnern beherbergen konnten, aber gleich Troja waren sie riesenstarke Festungen. Nicht auf der Größe, sondern auf der Wehrfähigkeit beruhte die Macht der mykenischen „Städte“. Kraft ihrer starken Mauern waren sie Zwingburgen für ganze Landschaften, genau so, wie Raubritterburgen im Mittelalter trotz ihrer Kleinheit weite Gegenden in ihrem Banne hielten. Die Herrscher der mykenischen Burgen geboten mit unumschränkter Gewalt über ihre Untertanen, sie standen hoch über dem gewöhnlichen Volke, sie hielten sich ja für Abkömmlinge von Göttern und wurden dafür gehalten. Unter einander erachteten sie sich als gleichberechtigt, und oft verband alte Gastfreundschaft zwei fern von einander liegende Herrensitze. Aber auch an Feindschaft und Übergriffen fehlte es nicht, und es scheint, daß die Zwingburg in der Ebene am Hellespont es verstanden hat, sich bei den achäischen Fürsten verhaßt zu machen. Wurde sie ein Hindernis für die Griechen, als sich deren Schifffahrt immer mehr nach Osten, nach dem Schwarzen Meere ausdehnte? Benützten die troischen Fürsten die Lage ihrer Stadt an der schmalen Meeresstraße, um von den Vorüberfahrenden Abgaben zu erpressen? In der homerischen Sage findet sich keine Andeutung davon, man hat hier das poetischere Motiv des Frauenraubes gewählt; aber die Lage Trojas legt eine solche Annahme eigentlich nahe, und es ist nur natürlich, daß dann ein gemeinsamer Zug der achäischen Fürsten gegen die gefährliche Stadt die Folge

war. Sicher ist, daß auch die sechste Stadt wie einst die zweite einer furchtbaren Zerstörung zum Raube fiel.

Nicht Schliemann hat diese Stadt ausgegraben, sondern Dörpfeld. Schliemann wußte kaum etwas von der Existenz ihrer Überreste. Er begann seine Grabungen bekanntlich an der Nordseite. Hier aber war von dem Mauerringe der mykenischen Stadt nichts mehr erhalten. Als im sechsten Jahrhundert v. Chr. die Stadt Sigeion bei dem gleichnamigen Vorgebirge (heute Tenischehr) und bald darauf die Stadt Achilleion gebaut wurde, benutzten die Einwohner nach den Angaben alter Schriftsteller die Ruinenstätte am Skamander als Steinbruch; sie brachen am ganzen Nordrande die Mauern der sechsten Schicht ab, um sie für ihre Bauten zu verwenden. In der Mitte des Hügels aber wurden die Fundamente der sechsten Schicht durch die Römer zerstört, während die tiefer gelegenen Reste der zweiten hier wenigstens zum Teil noch erhalten blieben. Weiter nach Süden kam zuerst der Mauerring der zweiten Stadt und erst in geraumer Entfernung der der sechsten. So kam es, daß Schliemann im wesentlichen bei der zweiten Stadt stehen blieb und sie in Ermangelung einer anderen, größeren für das Homerische Troja hielt. Auf Spurer der sechsten Stadt wurde er erst 1890, kurz vor seinem Tode, aufmerksam. Erst die 1893 und 1894 von Dörpfeld geleiteten Grabungen haben auf diese Weise das wirkliche „Homerische“ Troja an den Tag gebracht. Das ist etwas Tragisches am Werke

Schliemanns, daß er das eigentliche Gelobte Land seiner Träume doch nur aus der Ferne geschaut hat, wie Moses das Land Kanaan. Aber wie dieser, so hat auch er bis an die Grenzen des Landes geführt und ist auf einen hohen Berg emporgestiegen mit weiten und herrlichen Ausblicken. Und daß nach seinem Tode das Werk unverzüglich weiter geführt wurde, ist wieder ihm zu danken; wurden doch die Grabungen im Jahre 1893 ausgeführt aus Mitteln, die seine Gattin aus seinem Vermögen zur Verfügung stellte. —

Nach der Zerstörung der mykenischen Stadt lag der Hügel Hissarlik eine Zeitlang wüst und öde. Doch seine Anziehungskraft schien unzerstörbar zu sein. Neue Ansiedler ließen sich auf ihm nieder. Freilich waren es zuerst nur kleine, unbedeutende Dörfer, die nacheinander gegründet wurden. Selbst die achte, die griechische Ansiedlung ist nach den Ergebnissen der Ausgrabungen nicht mehr als ein Dorf gewesen, so übertriebene Schilderungen sich von ihr auch bei einigen alten Schriftstellern finden. Nur die Stätte selbst, die Erinnerung, die an ihr haftete, und ein Heiligtum der Athene verliehen dem Orte einen besonderen Schein. Da kam die letzte große Epoche Ilioms, die der römischen Herrschaft.

Ein Novum Ilium wurde geschaffen, das sich nicht nur auf dem alten Burgberge, sondern auch auf dem Höhenzuge daneben weithin ausdehnte. Der alte Hügel wurde zur prunkvollen Akropolis. Ein großer heiliger Bezirk, mit marmornen Säulenhallen umgeben, wurde um den in hellenistischer Zeit er-

bauten Tempel angelegt, der Tempel selbst prächtig erneuert. Um aber den Bezirk anlegen zu können, nahmen die Römer gewaltjame Veränderungen am Niveau des Hügels vor; die Seiten wurden verbreitert, die Mitte abgetragen; der kegelförmige Hügel wurde zu einem Hochplateau umgeschaffen. Dieser Änderung sind leider die Überreste der sechsten Stadt, die sich in der Mitte des Hügels befanden, zum Opfer gefallen. Die Römer haben für ihre neue Zeit neue, prächtige Anlagen geschaffen, die wertvolleren Überreste der Vergangenheit aber haben sie vernichtet. Diesen Verlust vermögen die durch die Ausgrabenden gefundenen Reste der Römerbauten nicht wettzumachen, nicht der Athenebezirk selbst, nicht das schöne Propylon an seiner Südseite, nicht das Theater, nicht das stattliche, in Theaterform erbaute Rathaus am Südrande des Hügels.

Die Römer ahnten nicht, was sie zerstörten, als sie die Spitze des Hügels beseitigten. Sie ahnten zum Glück auch etwas anderes nicht, was sie sonst sicher zu genaueren Nachforschungen veranlaßt hätte: was für Schätze im Kerne des Hügels noch verborgen lagen. Diese gehörten ausnahmslos zur zweiten Schicht, also zu der Burg, die Schliemann selbst ausgegraben hat.

Hier ist Schliemann wirklich zum Schatzgräber geworden.

Die trojanischen Schatzfunde.

Im Mai 1873 ging Schliemann eines Vormittags mit seiner Gattin Sophie in einem breiten Einschnitte umher, den er vor wenigen Tagen von Westen her in den Hügel hatte treiben lassen. Wieder bot sich das gewohnte Bild der zweiten Stadt: unten schräge Böschungsmauern aus wenig bearbeiteten flachen Steinen, darüber Mengen von verbrannten Lehmziegeln. Über diese hinweg zog sich eine fünf Fuß breite und zwanzig Fuß hohe Befestigungsmauer aus späterer Zeit. Prüfend betrachtete Schliemann die Grabungen, die seine Arbeiter am heutigen Morgen ausgeführt hatten. Es schien ihm, daß sie unten die Erde zu weit abgestochen hätten, sodaß Gefahr vorhanden sei, daß die obere Mauer herabstürze. Eben sprach er dies zu seiner Gattin aus, da fielen seine Augen auf einen großen kupfernen Gegenstand, der aus der Erdmauer seitlich herausragte. Er trat heran und rüttelte an einer Ecke; da war es ihm, als ob er dahinter Gold schimmern sähe. Sofort ließ er das Zeichen zur Frühstückspause geben, um seine Leute zu entfernen. Während sie am Sammelplatze ruhten und aßen, löste er selbst mit einem großen Messer das kupferne Becken aus seiner steinharten Umgebung. Mit freudigem Schreck fuhr er zurück. Dahinter lagen, auf einander geschichtet, eine rechteckige Masse bildend, Mengen von silbernen, goldenen und kupfernen Geräthen und Gefäßen. Der Gefahr nicht achtend, die ihm von den oberen Gesteinmassen drohte, arbeitete Schliemann weiter; ein Stück ums andere zog er

aus dem Versteck hervor. Seine Gattin hatte ihren Schal abgenommen, sie packte die Gegenstände hinein und trug sie immer wieder, wenn eine Anzahl beisammen war, nach ihrem hölzernen Hause, das nicht weit davon auf der Höhe des Hügels stand. Endlich war auch der letzte der Gegenstände in Sicherheit gebracht. Nur ein rechteckiges Loch in der Wand war zu bemerken. Keiner der Arbeiter hatte eine Ahnung, was für ein Fund Schliemann während ihrer Arbeitspause gelungen war.

Der aber stand jetzt oben in seinem Zimmer und musterte hinter verschlossenen Türen mit seiner Gattin die Schätze, die auf Tischen und Stühlen ausgebreitet lagen. Ganz leicht war es nicht, Ordnung hineinzubringen; viele Gegenstände waren mit Lehm und Asche bedeckt, die der Regen in das Versteck gespült haben mochte, andere waren oxydiert und aneinander gefleht. Doch nach einigen Stunden war wenigstens eine allgemeine Übersicht möglich.

Zur Linken waren die kupfernen und bronzenen Gefäße und Geräte aufgestellt. Zunächst eine große Schale von mehr als 50 cm Durchmesser, die Schliemann ursprünglich für einen Schild oder das eiserne Mittelstück eines solchen zu halten geneigt war, dann ein großer kupferner Kessel mit zwei Henkeln und weit überstehendem Rande, ein kupferner Krug, mehr als ein Duzend Bronzeärte, ebenso viel Lanzenspitzen, außerdem bronzene Dolche, Messer und Meißel.

In der Mitte des Tisches standen die Goldgefäße; vorn zwei Becher ohne Henkel, jeder über ein halbes

Pfund schwer*), daneben ein anderer etwas kleinerer Becher aus hellerem Metall. Schliemann vermutete bald, daß es sich um jene Mischung aus Gold und Silber handele, die in der Odyssee unter dem Namen Elektron mehrmals erwähnt ist; seine Annahme hat sich bestätigt, und zwar enthält das in Troja gefundene Elektron entweder 4 oder 2 Teile Gold auf 1 Teil Silber. Da stand ferner eine fast ein Pfund schwere goldene Flasche mit kugelförmigem Bauche und engem Halse und neben ihr ein 600 Gramm schweres ovales Gefäß aus reinem Golde; es hatte die Form einer Schnabeltasse, wie wir sie als Sauciere gebrauchen; an den Längsseiten saßen zwei hohle goldene Henkel.

Zur Rechten folgten die Gegenstände aus Silber. Auch hier fanden sich zwei Flaschen, die aber größer und schlanker als die goldene und mit abnehmbaren Deckeln versehen waren; ferner Becher, Schalen sowie bauchige Krüge, deren Höhe 18—22 cm betrug; endlich sechs eigentümliche Platten von zungenförmiger Gestalt und dem durchschnittlichen Gewicht von 180 Gramm. Schliemann hat später erkannt, daß es sich um Silberbarren handle, die als Zahlungsmittel dienten; er nannte sie mit dem homerischen Ausdruck „Talente“.

Mit Entzücken beteiligte sich Frau Schliemann an der Aufstellung der Gefäße. Jetzt nahm sie den größten der silbernen Krüge, der noch auf der Erde stand, auf, um ihn zu den anderen zu stellen. Da

*) Ein Zwanzigmarkstück wiegt 8 Gramm.

merkte sie, daß noch andere Gegenstände in ihm verborgen seien; sie faßte hinein und fuhr mit einem freudigen Schrei zurück: sie hielt in der Hand ein prächtiges goldenes Diadem. Schon hatte es ihr Gatte ergriffen und band es ihr um das Haupt; da stand sie vor ihm in wahrhaft königlichem Schmucke. Ein 1½ cm breites Goldband umschlang ihr Haar, an den Schläfen hingen je sieben lange Ketten bis auf die Schultern herab, über die Stirn bis zu den Brauen fünfzig kürzere Gehänge; alle bestanden abwechselnd aus dünnen Goldringen und sechseckigen kleinen Plättchen, unten hingen größere Goldblätter von eigentümlicher Gestalt.

Noch ein zweites Diadem von ganz ähnlichem Aussehen fand sich in demselben Gefäße, dazu ein goldenes Stirnband ohne Anhänger, vier goldene Ohrringe mit Gehängen, 56 einfache Ohr- und Lockenringe, sechs goldene Armreifen und endlich über 8000 goldene Perlen von verschiedenster Gestalt, die wohl ursprünglich zu Ketten zusammengereiht waren.

Schliemann jubelte. „Der Schatz des Priamos“, rief er einmal um's andere. Jetzt sah er sich in die kühnsten Träume seiner Jugend zurückgeseht.

Noch an zwölf anderen Stellen der zweiten Schicht wurden, meist um dieselbe Zeit, wertvolle Schätze gefunden; sie lagen teils wie der große Schatz, der wahrscheinlich in einer rechteckigen Wandnische aufbewahrt worden war, offen in oder zwischen den Mauern, teils in großen tönernen Gefäßen. Viele Hunderte von Schmuckgegenständen wurden gefunden,

Perlen, Schieber, Nadeln aus Gold, goldene und silberne Locken- und Ohrringe, Stirnbänder, Ohrgehänge und Armreifen aus Gold und Elektron, Becher aus Elektron und Silber, bronzene Nägel, Bolzen, Rasiermesser, Dolche u. dgl. m. Die meisten Funde enthalten im wesentlichen Schmucksachen; man wird sie als die Tresors reicher Frauen anzusehen haben; andere, bei denen Waffen, Trinkgefäße und Hausgerät hinzukommen, stellen den Besitz einer Familie an Wertgegenständen dar.

Besonders zu beachten sind die aufgefundenen Stücke rohen Edelmetalls. Soweit sie sich in den Frauentresors finden, waren sie zum Teil wohl dazu bestimmt, dem Goldschmied bei Bedarf zur Bearbeitung übergeben zu werden. In anderen Fällen haben wir in ihnen eine primitive Art des Geldes zu sehen. Hierher gehören auch jene „Silbertalente“, die Schliemann im großen Schatz fand, ferner 16 Elektronstangen, bei denen eingehauene Kerben nicht nur die Loslösung eines Stückes erleichterten, sondern zugleich zur Wertangabe dienten; auch Gewinde aus Gold- und Bronzedraht dienten vielleicht als Zahlungsmittel.

Von allen anderen Funden verschieden ist einer, der im Jahre 1890 in der zweiten Schicht gemacht wurde. Er enthält vier Prunkbeile, eines aus blauem Lapis Lazuli, drei aus grünlichem Gestein; sie sind 31—26 cm lang, leicht gebogen und laufen auf der einen Seite in eine scharfe Schneide aus, während die andere Seite stumpf ist. Die Mittelteile sind durch



Sophie Schliemann

Schliemanns Gattin in trojanischem Goldschmuck.

warzenförmige Vorsprünge, z. T. auch durch herunterlaufende gestrichelte Streifen prächtig verziert. Durch ein Schaftloch im Mitteltheile ging ursprünglich ein hölzerner Stiel, der an beiden Enden mit Knäusen aus Bergkristall geziert war, die neben den Beilen gefunden wurden. Wir haben es hier mit Prunkwaffen eines vornehmen Mannes zu tun, mit steinernen Paradesstücken, wie sie in dieser Vollkommenheit sonst an keinem Punkte der Erde aufgefunden worden sind.

Schliemann war der Meinung, daß all diese Gegenstände zum Homerischen Troja gehörten, wenn er auch von der Bezeichnung „Schatz des Priamos“ bald zurückgekommen ist. Die Erkenntnis, daß sie in eine noch weit ältere Zeit, in die letzten Jahrhunderte des dritten Jahrtausends vor Christo zu setzen sind, erhöht noch erheblich ihren Wert. In der sechsten Schicht, dem Troja der mykenischen Zeit, sind nur ganz wenige und unbedeutende Gegenstände aus Metall gefunden worden: ein Meißel, eine Axt, drei Messer, ein Arming und eine Lanzenspitze aus Bronze und drei dünne Plättchen aus Goldblech! So weitgehend ist die Beraubung gewesen, die die Trümmer dieser Stadt durch die Römer und schon durch die vorhergehenden Ansiedler erfahren haben.

Dagegen haben sich in allen Schichten ohne Ausnahme große Mengen von Gegenständen aus Ton gefunden: Krüge, Kannen, Flaschen, Becher, Tassen, Schalen, Napfe, Schüsseln, Gefäße in Tier- oder Menschengestalt, kleine Figuren, endlich viele Tausende von

durchbohrten, plattgedrückten Tonfugeln, die teils als Spinnwirtel, teils auch zu Ketten aneinandergereiht, als Körperschmuck dienten. So wertvoll die Tongeräte in kulturhistorischer Beziehung auch sind, müssen wir es uns leider doch versagen, hier auf sie einzugehen.

Der weitaus größte Teil dieser Funde wurde nach den günstigen Verträgen, die er der türkischen Regierung abgerungen hatte, Eigentum Schliemanns. Er vereinigte sie zu einer glänzenden Sammlung, deren Zusammenbringung allein all die Mühen und Aufwendungen in den sieben Grabungsperioden reichlich gelohnt hätte. Aber Schliemann dachte nicht daran, einen persönlichen Vorteil daraus zu ziehen. Schon in seinem 1880 abgeschlossenen Buche „Ilios“ schreibt er: „Meine großen Sammlungen trojanischer Altertümer haben einen unschätzbaren Wert, doch sollen sie nie verkauft werden. Wenn ich sie nicht noch bei meinen Lebzeiten verschenke, so sollen sie kraft letztwilliger Bestimmung nach meinem Tode dem Museum derjenigen Nation zufallen, die ich am meisten liebe und ehre.“

Ganz kurze Zeit darauf ist die Schenkung, von der Schliemann hier andeutungsweise spricht, zur Ausführung gekommen: Schliemann übertvies seine Sammlungen „zum ewigen Besitze und ungetrennter Aufbewahrung in der Reichshauptstadt dem deutschen Volke“. Kaiser Wilhelm I. bestimmte, „daß die Sammlung der Verwaltung der preussischen Staatsregierung unterstellt und in der Folge in dem im Bau begriffenen Ethno-

graphischen Museum in Berlin in so vielen besonderen Sälen, als zu ihrer würdigen Aufstellung nötig sei, aufbewahrt werden, sowie daß die zu ihrer Aufbewahrung dienenden Säle für immer den Namen des Auftraggebers tragen sollten“. Zugleich fügte er Worte des Dankes hinzu: „Ich spreche Ihnen meinen Dank und meine volle Anerkennung aus und gebe mich der Hoffnung hin, daß es Ihnen auch ferner vergönnt sei, in Ihrem uneigennütigen Wirken der Wissenschaft zu Ehren des Vaterlandes gleich bedeutende Dienste zu leisten wie bisher.“

Diese Schenkung wurde in der folgenden Zeit von Schliemann und seiner Frau noch wiederholt vermehrt. Die Räume des Museums für Völkerkunde in Berlin, in denen sie aufbewahrt wird, sind unter dem Namen Schliemann-Säle weltberühmt geworden.

Rückblick auf Troja und Ausblick.

Immer wieder kehrte Schliemann nach Troja zurück. Wohin ihn anfänglich poetische Träumereien gelockt hatten, dahin zogen ihn später ernste Aufgaben, bei denen nicht mehr die Phantasie, sondern nur der Verstand den Ausschlag geben durfte. So wurden seine Urteile über die Entdeckungen, die er machte, von Jahr zu Jahr abgeklärter, wissenschaftlicher. Und doch, zu einer nüchternen, rein verstandesmäßigen Stellung zu dem Orte seiner Arbeiten hat er es glücklicherweise

nie gebracht; stets blieb der Reiz derselbe, den die sagenumwobene Stätte auf sein Gemüt ausübte.

Gar oft, wenn er des Mittags vor seinem Hause auf Hissarlik saß, schweifte sein Blick mit stillem Entzücken über die Landschaft. Vor ihm lag in weiter Ferne auf der einen Seite der steile, felsige Berg der Insel Samothrake, auf der anderen der breite, zerklüftete Gebirgsstock des Ida. Wenn er sah, wie um jenen sich Wolken zusammenballten, die sich bald immer mehr ausbreiteten und nach Osten sich weiterschoben und schließlich auch die troische Ebene umhüllten, dachte er wohl an jene herrliche Stelle der Ilias, wo beschrieben wird, wie Poseidon über das Meer nach Ilion geschritten kommt. Sah er den Ida in hellem Frühlingschnee strahlen, so malte sein Geist sich aus, wie Zeus von dort auf das Schlachtfeld blickte und die Geschehnisse der streitenden Völker lenkte. In der Ebene vor sich sah er mit seinem Auge oder in seinem Geiste all die Orte, die in dem großen Kampfe bedeutsam waren, die Küstenlinie, wo das Schiffslager sich ausdehnte, die Furt des Skamanders, die Erhebung in der Ebene, wo die troischen Späher standen und Hektor in der Nacht seine Wachtfeuer anzündete, den Grabhügel des Ilos mit der Säule, hinter der der feige Paris sich barg, den Feigenbaum, die Buche, die beiden Quellen, die ihr Wasser zum Skamander schickten.

Und gerade auf troischem Boden empfand er in innerstem Herzen all die Leiden mit, die die unglückliche Stadt während der zehnjährigen Belagerung er-

duldet hatte. Er malte sich die Aufregung, die Bestürzung aus, die die Weiber, die Kampfesfreude, die die Männer ergriff, als man drüben am Hellespont mehr und immer mehr feindliche Schiffe heransahen sah, ihr Jubeln und Frohlocken, als die ersten Stürme abge schlagen waren, ihre Trauer, als von den edelsten Trojanern einer um den anderen in den Staub sank, das Entsetzen, das die ganze Stadt ergriff, als Hector, der Hort und Trost seines Volkes, dem Peliden erlag. Schliemann hatte immer vom trojanischen Standpunkte aus die Kämpfe um Ilios betrachtet, und der schönste Vers aus Schillers Siegesfest schien ihm der zu sein:

„Wenn des Liedes Stimmen schweigen
Von dem überwundenen Mann,
So will ich für Hectorn zeugen“,
Hub der Sohn des Tydeus an, —
„Der für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel —
Krönt den Sieger größte Ehre,
Ehret ihn das schöne Ziel!“

Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.

Aber auch zu den Griechen schweifste immer sein Sinn hinüber, und zwar nicht nur zu den Männern, die vor Troja standen, sondern auch nach ihrer Heimat, nach den ruhmreichen Städten, aus denen sie gekommen waren, nach den sonnendurchglühten Landschaften, aus denen sie stammten. Er kannte ja Griechenland nicht nur aus Büchern, sondern auch vom Augenschein her;

ehe er noch nach Troja kam, hatte er ja Ithaka und den Peloponnes, vor allem Argolis mit den Trümmern der einst so mächtigen, sagenberühmten Städte aufgesucht, und alle Streitsfragen, die sich in archäologischer Hinsicht an sie knüpften, waren ihm wohl bekannt. Und wieder schlossen seine Phantasie und sein Forschungstrieb einen fruchtbaren Bund mit einander. Sollten Orchomenos und Phlos, Kreta und Ithaka, Tiryns und Mykene für ihn nichts anderes bleiben als Orte, wohin man sich gern vom Dichter leiten läßt? Gab es dort nicht ähnliche Aufgaben zu lösen wie in Troja? Harrten nicht in jenen Stätten Griechenlands ähnliche Schätze wie in Hissarlik auf den, der Tatkraft genug besäße, sie zu heben? Immer mehr vertiefte Schliemann sich in diese Pläne; und immer mehr fühlte er, wie seine Sehnsucht und der Wunsch, neue Aufgaben zu lösen, ihn namentlich nach einem Orte hinzog: nach der Hauptstadt des mächtigsten aller griechischen Könige, nach der Heimat des Agamemnon, dem goldreichen Mykene. Auch nach den Berichten der alten Geographen und Historiker konnte er hoffen, dort die größte Ausbeute zu machen, wenn er nur an richtiger Stelle den Spaten einstieß.

Im Jahre 1873 waren seine Arbeiten in Troja zum ersten Mal zu einem gewissen Abschluß gelangt. Die türkische Regierung machte Schwierigkeiten mit der Erneuerung des Ferman's für die Fortsetzung der Ausgrabungen. Da beschloß Schliemann, die Zwischenzeit zu benützen, und nahm 1874 einige Versuchsgrabungen in Mykene vor. Er wurde durch sie in

seinen Hoffnungen auf erfolgreiche Arbeit bestärkt. Noch einmal versuchte er, in Troja seine Grabungen fortzusetzen, bevor er die große Arbeit in Griechenland begänne; als er abermals auf Widerstand stieß, wandte er sich kurz entschlossen mit aller Energie seinen neuen Aufgaben zu: im Jahre 1876 wurde Mykene ausgegraben.



Schliemann entdeckt die Goldschätze Mykenes.

Die Landschaft Argolis und ihre Sagen.

Ende Juli 1876 landete Schliemann, von Athen kommend, in Nauplia, dem verkehrreichen Haupthafen von Argolis. Ein prächtiges Bild ist es, das sich dem Reisenden bietet, wenn er von hier nach Norden durch die argivische Ebene fährt. In weiter Entfernung erheben sich zu beiden Seiten blaue, felsige, zackige Berge, die sich in der griechischen Sonne mit überraschender Klarheit vom Himmel abheben und nach Norden sich allmählich zusammenschließen. Zwischen ihnen liegt eine flache, nur hier und da durch Hügel unterbrochene Ebene. Im Frühling und Herbst, wenn Regengüsse herniedergegangen sind, prangt sie in schönem, reichem Grün, wir denken dann an das „rossenährende Argos“, wie Homer es nennt. Im heißen Sommer aber liegen die Fluren gelb und vertrocknet, der Inachos, der Hauptfluß, den die Alten zum Gott erhoben haben, ist versiegt, die Ebene ist zum „dürstenden Argos“ geworden, in dem jeder Tropfen Wasser sofort eingesaugt wird, alle Feuchtigkeit sogleich verschwindet wie das Wasser in den bodenlosen Fässern der Danaiden, denen die Sage hier ihren Wohnsitz anweist. Die Schönheit der Landschaft aber bleibt auch in der

heißen Jahreszeit unvermindert, die Farben der im Westen und Nordosten von Bergen umsäumten Ebene und dieser Umsäumung selbst sind im Brande der glühenden Sonne fast noch eindringlicher als in der milden Beleuchtung des Herbstes und Frühlings.

Allenthalben treten mythische und historische Erinnerungen uns entgegen. Dort drüben zur Linken grüßt steil in die Höhe ragend die Larissa, der Berg der Stadt Argos. Die eigentliche Stadt breitete sich von ihrem Fuße nach Osten aus, und ein niedrigerer Hügel daneben war es, der in heroischer Zeit die Fürstenhäuser trug. Hier wohnten der Sage nach Abastos, der den Zug der Sieben gegen Theben anführte, und Diomedes, der wackere Streiter um Troja. Hierher verlegte man den Palast des Akrisios und jenen ehernen Turm, in dem er seine Tochter, die schöne Danae, einschloß, um sie vor Nachstellungen zu schützen; und doch nahte ihr Zeus im Goldregen, und sie wurde die vielgepriesene Mutter des Perseus, des Bezwinners der furchtbaren Meduse, des Befreiers und Gatten der Andromeda.

Jetzt erhebt sich vor uns ein kleiner Hügel, kaum fünfzehn Meter hoch und dreihundert Meter lang. Es ist das berühmte Tiryns, in der Sage der Wohnsitz des Eurystheus, des grausamen Lehnsherrn des Herakles. Hier machte Schliemann einige Tage halt. Mit 51 Arbeitern zog er auf dem Plateau einen langen und tiefen Graben und grub außerdem dreizehn Schächte durch die Schuttmassen bis auf den gewachsenen Boden; schon vorher lag ein Teil der ge-

waltigen kyklopischen Mauern mit ihren Gängen und Galerien zu Tage; die Grabung bestärkte Schliemann in seiner Ansicht, daß weitere Untersuchungen die wichtigsten Ergebnisse zeitigen müßten. Aber er verschob sie auf eine spätere Zeit; diesmal eilte er weiter nach M y k e n e.

Ganz im Norden der Ebene, dort wo die beiden seitlichen Gebirgszüge sich zusammenschließen, liegt es, wirklich, wie Homer sagt, im innersten Winkel von Argolis. Wie bei der Stadt Argos, so liegen auch hier die alten Ansiedlungen nicht auf der höchsten Erhebung, sondern auf einem leicht von einer Seite zu ersteigenden, mittelgroßen Hügel, der einem weit höherem, dem St. Elias-Berge, vorgelagert ist. Man achtet kaum auf diesen Hügel, wenn man von Süden herankommt, trotz der Schutthalden, die sich jetzt an seinen Seiten hinabziehen; es war schwer, von irgend einem Punkte von Süden her einen Einblick in die Stadt zu gewinnen oder gar sie zu bespähen und zu belauern. Umgekehrt dagegen, von der Burg Mykenes aus, entgeht einem aufmerksamen Beobachter nichts, was in der Ebene geschieht; bis zum Meere hin kann man alles klar übersehen, und keine feindliche Schar vermag sich der Stadt zu nähern, ohne bemerkt zu werden.

Ein mächtiges Heldengeschlecht hatte hier in alten Zeiten geherrscht. Als kraftvolle, trotzige Reden stellt die Sage alle seine Glieder dar, aber keiner der Herrscher ist frei von Schuld und Frevel, auf allen lastet ein Fluch, der ihren Sinn verblendet und zur Schuld

die Strafe fñgt. Tantalos, der Kñnig von Phrygien, wird als Ahnherr genannt. Der Menschen Klñgster, wurde er zu den Beratungen der Gñtter hinzugezogen, aber er verrieth ihre Geheimnisse in frevelhaftem ðbermut; noch in der Unterwelt muß er dafñr grausame Strafe leiden. Sein Sohn Pelops zog aus nach Griechenland, um sich ein neues Reich zu gewinnen; in Pisa in Elis, nicht weit von dem Kampfsplatzberñhmten Olympia, ðberwand er den Kñnig Dinomaos im Wagenrennen und gewann dadurch mit der Hand der schñnen Hippodameia die Herrschaft ðber das Land. Aber nur durch List und Trug hatte er den Sieg errungen, und zu dem alten Fluch kam der neue des sterbenden Dinomaos unheilverheißend hinzu. Er ging ðber auf die Sñhne des Pelops, Atreus, den stolzen Kñnig von Mykene, und Thyestes; in schaurigen Mordanschlägen wñteten sie gegen einander und ihre Kinder. Agamemnon, des Atreus Sohn, hielt sich rein von ðhnlichem Frevel, aber der Fluch, der auf dem Geschlechte ruhte, traf auch sein Haupt: als er mit Kassandra, der Kriegersgefangenen Tochter des Priamos, der unglñcklichen Seherin, von Troja zurñckkehrte, froh, nach zehnjährigem Kampfe die sñe Heimat wiederzusehen, wurde er mit seinen Begleitern von seiner treulosen Gattin Klytæmnestra und ihrem Buhlen Aigisthos, dem Sohne des Thyestes, meuchlerisch erschlagen. Sein Sohn Orestes rächte den Mord, aber indem er seine eigene Mutter tñtete, lud er selbst neue Verschuldung auf sich, und nur durch Apollo und Athene wurde er von den rächenden Gri-

nhen befreit. Des Drestes Sohn, den er wohl mehr in schwermütiger als in stolzer Erinnerung an seine Tat Tisamenos, „den Rächer“, nannte, fiel im Kampfe gegen die von Norden eindringenden wilden Dorier.

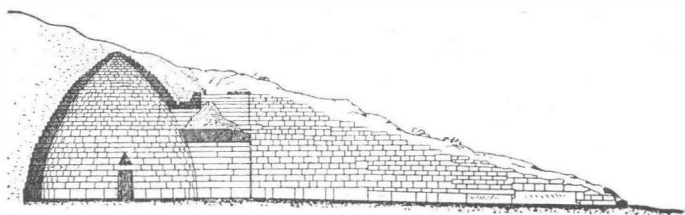
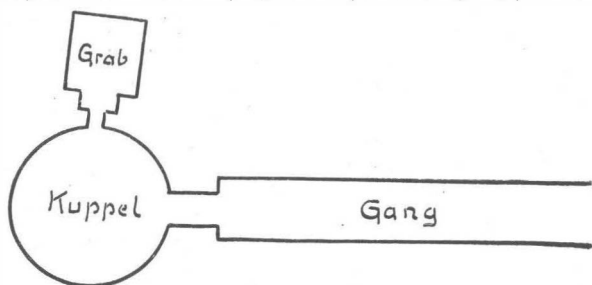
So erzählt uns die Sage. Geschichtlich steht fest, daß in Argolis wie im übrigen Peloponnes zwischen 1500 und 1100 vor Christo die Achäer wohnten, ein griechischer Stamm, der eine ziemlich hohe Kultur besaß. Mächtige Herrscher standen an ihrer Spitze; starke Burgen und Städte wurden in allen Teilen des Landes angelegt; die mächtigste von allen war Mykene.

Ihm galt die Ausgrabungstätigkeit Schliemanns im Jahre 1876. Er hatte sich verschiedene Aufgaben gestellt, bei denen ihm, ebenso wie einst in Troja, seine Gemahlin Sophie aufopferungsvoll beistand. Sein Hauptziel aber zeigt ihn uns wieder ganz von der Seite, die wir von seiner frühen Jugend an ihm kennen gelernt haben, als den Mann, der, von romantischen Ideen ausgehend, das unmöglich Scheinende sich vorsetzt und mit einer Tatkraft sondergleichen durchführt: er wollte die ältesten mykenischen Königsgräber aufdecken.

Die mykenischen Kuppelgräber.

Man unterscheidet in Mykene zwei Arten von Gräbern, Kuppelgräber und Schachtgräber. Die ersteren, jüngeren, liegen in der Unter-

stadt, außerhalb der Burgmauern. Eines von ihnen war schon seit längerer Zeit bekannt; der Volksmund nennt es — den Namen der Helden ohne jede Berechtigung gebrauchend — das Grab des Agamemnon oder auch das Schatzhaus des Atreus. Durch Schliemann und nach ihm durch andere Forscher wurden



Kuppelgrab, Grundriß und Durchschnitt.

(Ludenbad), Kunst und Geschichte I.)

nach und nach noch sechs andere Kuppelgräber in der Nähe von Mykene ausgegraben; auch in anderen Teilen von Griechenland sind welche gefunden worden. Es ist jetzt außer Zweifel, daß es sich bei allen diesen wirklich um Grabanlagen, nicht um Schatzhäuser handelt, für die noch Schliemann sie hielt.

Kein Gebäude ist es, das man vor sich zu haben glaubt, wenn man an das sogenannte Grab des Agamemnon herankommt, sondern ein riesiger, grasbewachsener Erdhügel. Ein langer, breiter, unbedeckter Gang führt hinein zu einem mächtigen Tore, dessen Seiten von riesigen Steinen gebildet werden. Der obere Türstein ist neun Meter lang, fünf Meter tief und einen Meter dick. Es ist erstaunlich, wie in jener alten Zeit die Menschen imstande gewesen sind, einen solchen Block im Steinbruch loszutrennen, an seinen Bestimmungsort zu schaffen und dort in einer Höhe von mehr als fünf Metern kunstgerecht einzufügen. Nun treten wir ein in das Innere des Berges; geheimnisvolles Dunkel umfängt uns, das um so mehr auf uns wirkt, als draußen vor dem Hügel flimmerndes Sonnenlicht lag, das uns kaum erlaubte, die Augen offen zu halten; nur vom Türeingang dringt spärliches Licht in den Raum. Fünfzehn Meter ist der Bau hoch, und genau so viel beträgt sein unterer Durchmesser. Die Seitenwände steigen erst senkrecht empor, dann verengern sie sich allmählich, doch ohne daß irgendwo ein den Übergang vermittelnder Absatz vorhanden wäre, und oben schließt endlich ein ungeheurer kreisförmiger Stein die mächtige Kuppel. Etwas Geheimnisvolles, Erhabenes und doch Friedliches liegt über dem Ganzen, und gerade der Gegensatz zu der Helligkeit draußen vertieft die andächtige Stimmung, die sich jedes Besuchers bemächtigt.

In die eigentliche Grabkammer führt aus dieser Kuppel eine kleine Tür zur Rechten; hier war der

Leichnam des Herrschers, dem zu Ehren die Kuppel erbaut worden war, auf felsigem Lager gebettet. Der Kuppelbau selbst war gewissermaßen der Thronsaal des Abgeschiedenen, seine ragende Halle, in der er waltete wie einst in seinem Herrscherhause und Gebete und Opfer seiner Angehörigen und Untertanen entgegennahm.

Die Anlage eines Kuppelgrabes muß man sich folgendermaßen denken: Am steilen Abhange eines Hügels, von dem man vielleicht vorher ein seitliches Stück abtrug, wurden auf festen Fundamenten große kreisförmige Mauern aus riesigen Quadern aufgeführt. Von einer gewissen Höhe an ließ man die Mauerringe immer ein Stück nach innen über die nächstunteren hinübertreten, sodaß allmählich die Kreise immer kleiner, die Durchmesser immer geringer wurden. Ein großer Schlußstein krönte das Ganze und erhöhte durch seine Schwere den Zusammenhalt des Gefüges. Nun wurden im Innern alle über die Linie hinausragenden Kanten abgemeißelt, so daß eine ununterbrochene, gleichmäßig gekrümmte Fläche entstand. An einer Seite hatte man von vornherein eine große Tür ausgespart; an sie schloß sich nach außen ein langer Gang mit kräftigen Seitenmauern, doch ohne Überdachung. Der Türeingang wurde auf der äußeren Seite aufs schönste mit Säulen und Platten aus buntem Gestein verziert. War der Kern des Baues vollendet, so wurden auf die Kuppel und neben sie erst Steine und dann Erde gehäuft, bis es aussah, als bilde die neue Anlage mit dem daneben stehenden Hügel

ein einziges Ganze und als führe der offene Gang in einen natürlichen Berg hinein.

Die Aufgabe, ein Kuppelgrab auszugraben, übertrug Schliemann im Jahre 1876 seiner Gemahlin Sophie. Es liegt dieses Gewölbe unmittelbar am Burgberge. Der Schlußstein ist hinabgefallen, und wer jetzt zur Oberstadt geht, schaut von oben in den Kuppelraum hinein. Es wird jetzt im Volksmunde allgemein das Grab der Rhtämnestra genannt, wohl in unbewußter Erinnerung daran, daß eine Frau es aufgedeckt hat. Eine besondere Grabkammer fand sich hier nicht, sondern die Gräber liegen im Boden des Kuppelbaus. Besonders schön war der Eingang zum Gewölbe; Halbsäulen von dunkelgrauem Marmor rahmten die Tür ein, der obere Türsturz bestand an der Außenseite aus grünem Marmor, darüber erhob sich ein großes marmornes Dreieck von roter Farbe.

Die Aufdeckung der Schachtgräber.

Indes die Untersuchung der Kuppelgräber war für Schliemann nur eine Nebenarbeit; sie waren längst von habgierigen Schatzgräbern ausgeraubt, ehe Männer der Wissenschaft sie von neuem erschlossen. Ihm lag viel mehr daran, andere, ältere Königsgräber zu finden, von denen alte Schriftsteller erzählen, und die nach seiner Meinung nicht wie die Kuppelgräber in der

Unterstadt, sondern in der Oberstadt, innerhalb der gewaltigen Burgmauern Mykenes, liegen mußten.

Der Eingang in die Oberstadt von Mykene erfolgt durch das berühmte Löwentor. Über drei Meter hoch und fast ebenso breit, wird es oben durch einen riesigen Felsblock geschlossen; über diesem aber ruht eine drei Meter hohe dreieckige Steinplatte, auf der zu beiden Seiten einer senkrecht emporragenden Säule zwei einander zugekehrte Löwen dargestellt sind. Die Hinterfüße auf dem Boden, die Vorderpranken auf dem Sockel des Säulenbaues, stehen sie da zugleich als Hüter der Burg und als Wahrzeichen der Macht ihrer Herrscher.

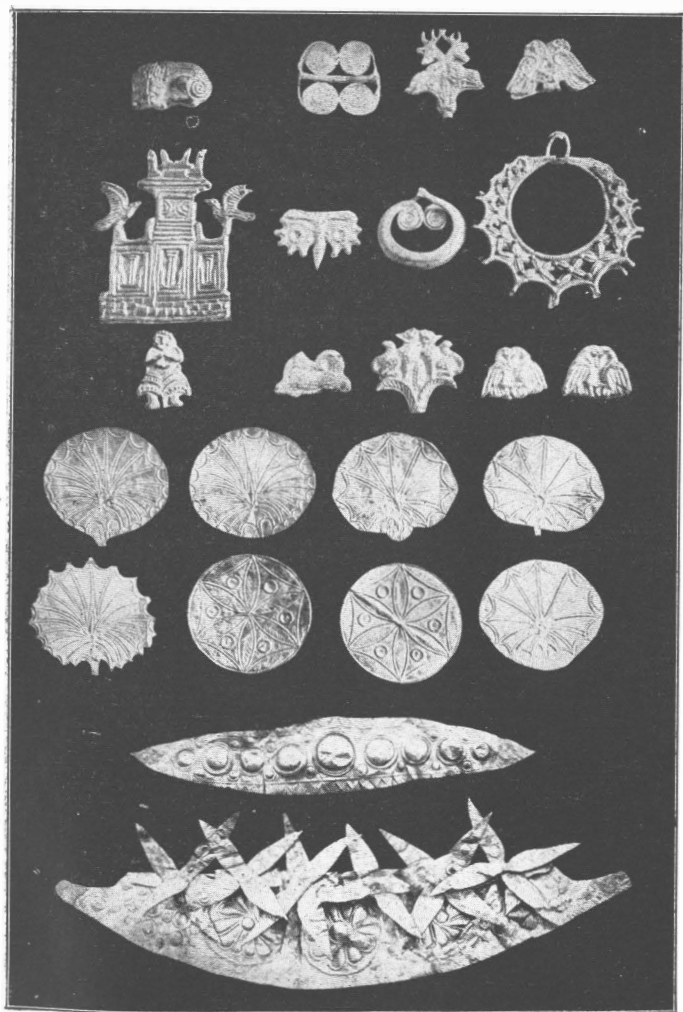
Schreitet man durch das Löwentor hindurch, so hat man zur Rechten ein ziemlich ausgedehntes Plateau. An keiner Stelle der inneren Stadt lag, als Schliemann hinkam, der Schutt so hoch wie hier über dem gewachsenen Boden. Seinem Grundsatz getreu, dort zuerst zu graben, wo der meiste Schutt sich angehäuft habe, stieß Schliemann hier den Spaten ein, und seine Erwartungen wurden aufs glänzendste erfüllt.

Erst wenige Tage hatte man gegraben, da stieß man auf einen merkwürdigen Ring von Steinplatten, der sich mit einem Durchmesser von 25 Metern kreisförmig auf der Plattform herumzog. Er sah aus wie eine große, im Kreise herumgeführte Bank. Schliemann schoß der Gedanke durch den Kopf, daß dies die Agora, der Beratungsplatz des alten Mykene sei, der Ort, wo sich der König und seine Fürsten zu Rat

und Gericht zusammenfanden. Doch bald mußte er sich überzeugen, daß er sich getäuscht hatte. Der Plattenring erhob sich an den meisten Stellen einen Meter, an einigen noch höher über den Erdboden; um als Bank dienen zu können, hätte er weit niedriger sein müssen. Er konnte vielmehr nur die Umfriedung eines, wahrscheinlich aus religiösen Gründen, von der übrigen Stadt abgeschlossenen Bezirkes sein.

Mit der größten Spannung arbeitete man weiter. Da kamen an verschiedenen Stellen der eingeschlossenen Kreisfläche weitere, teils stehende, teils liegende Platten zum Vorschein, die größtenteils gegen 1½ m hoch und 1 m breit waren. Die meisten hatten glatte Oberflächen, andere zeigten Skulpturen, die zunächst rätselhaft erschienen. Einige enthielten nur Linienmuster, andere brachten außer diesen auch Darstellungen von Männern, die auf zweirädrigen Streitwagen stehend, die Lanze zum Stoß angelegt, gegen Feinde anzusprengen schienen; in vollem Galopp eilten die vor den Wagen gespannten, einander völlig deckenden Rosse dahin. Auch eine Jagdszene war auf einem Steine wiedergegeben. Solche Darstellungen finden sich besonders häufig auf Leichensteinen; sie geben den Verstorbenen in der Tätigkeit wieder, die zu Lebzeiten seine Freude, sein Stolz gewesen war. Sollte es sich auch hier um Grabsteine handeln?

Die nächsten Tage brachten Klarheit. Mehrere Fuß unter den gefundenen Stellen stieß man auf eine Anzahl tiefer Schächte; sie waren an den Seiten mit kleinen Steinen ausgemauert und boten den



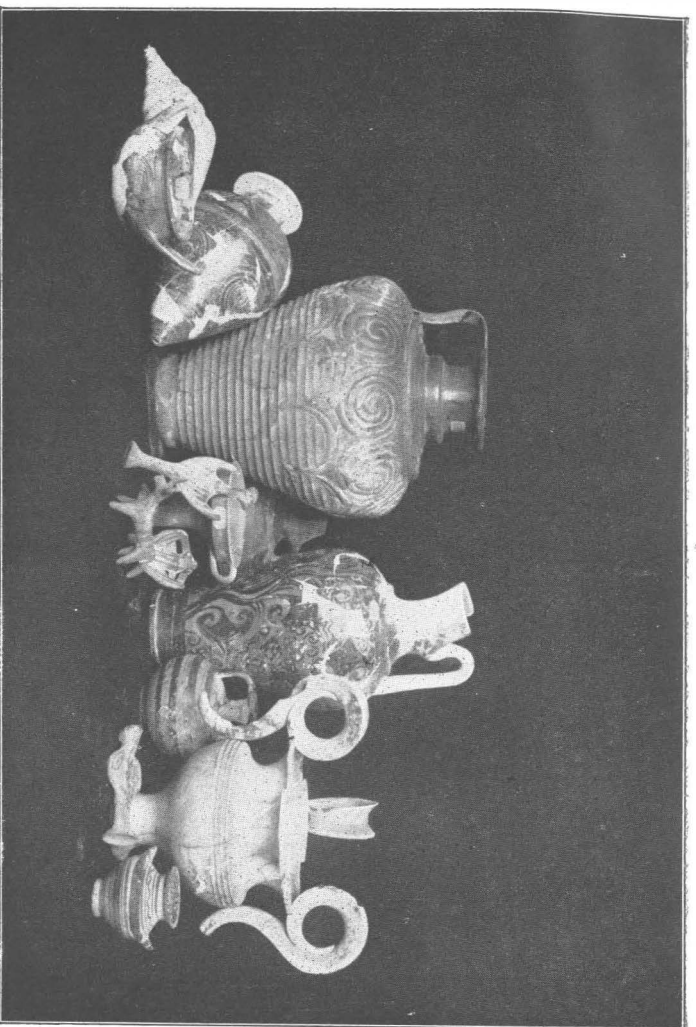
Aus den Schachtgräbern Mykenes.

Blicken zunächst ein Durcheinander von Erde, Steinen und Holzteilen; doch lagen auch einige goldene Knöpfe und Bronzestücke dazwischen. Ungefähr fünf Meter tief war man in die eine Grube eingedrungen, da stieß man auf eine Schicht Kieselsteine, und als man auch sie wegräumte, fand man drei große goldene Diademe, dazu eine Menge anderer goldener Schmuckgegenstände und Gefäße. Dazwischen lagen je einen Meter von einander entfernt drei menschliche Gerippe. Fünf solche Gräber wurden nach einander entdeckt, zu denen nach Schliemanns Abreise noch ein sechstes kam. Eine ziemlich große Anzahl von Leichen wurde in ihnen gefunden, die nach den Beigaben theils Männern theils Frauen zugehörten. Die Menge der mitgegebenen Schätze deutete darauf hin, daß die Bestatteten vornehme Leute sein mußten, eine gewisse Unordnung, die Schliemann zu bemerken glaubte, ließ ihn darauf schließen, daß die Beisetzung sehr eilig stattgefunden habe. Was lag für ihn, der ganz in der Homerischen Dichterrwelt lebte, näher als der Schluß, daß hier Agamemnon und sein Gefolge bestattet sei! Hatte doch Pausanias, der Bäderer des Altertums, berichtet, daß man gerade diese Gräber in der mykenischen Oberstadt den Fremden zeige. „Die Gräber Agamemnons und der mit ihm Erschlagenen gefunden, und bei ihnen unendliche Schätze“, das war jetzt die Kunde, die von Mykene in alle Welt drang.

Ungeheuer groß war natürlich die Freude in Griechenland. Zu vielen Hunderten kamen die Bewohner der Argolis angepilgert, um den Fortgang

der Grabungen mit anzusehen. Immer mehr wuchs die Aufregung in Athen über den neu gewonnenen, täglich noch sich mehrenden Reichtum. Um zu verhindern, daß die Bauern der Umgegend heimliche Ausgrabungen bei den Gräbern machten oder durch ihre Menge die Arbeitenden störten, mußten Truppen nach Mithene kommandiert werden. Zum ersten Mal seit 2344 Jahren bekam die Akropolis von Mithene wieder eine Garnison, und ihre nächtlichen Wachfeuer waren in der ganzen Ebene sichtbar, „an jene Wachtposten erinnernd“, wie Schliemann sagt, „die unterhalten wurden, um Agamemnons Rückkehr von Troja zu verkünden, und an jenes Signal, das Klytämnestra und ihren Geliebten vor seinem Herannahen warnte.“ Schliemann selbst und seine Frau leiteten die Ausgrabungen den ganzen Tag trotz der furchtbaren Sonnenhitze, trotz des Sturmes, der ihnen den Sand in die Augen trieb und sie entzündete. Am 16. November konnte Schliemann an den König von Griechenland ein Telegramm schicken, daß sein Werk gelungen sei. „Das Museum,“ heißt es in diesem, „daß diese Schätze anfüllen werden, wird Tausende von Fremden aller Länder nach Griechenland ziehen. Wie ich aus reiner Liebe zur Wissenschaft arbeite, so übergebe ich alle Kostbarkeiten unberührt dem griechischen Staate. Gebe Gott, daß diese Schätze ein Eckstein werden für einen unendlichen nationalen Reichtum!“

Wahrlich, der mecklenburgische Pastorsohn konnte stolz sein auf das, was er dem griechischen Volke geleistet hatte!



Mykenische Tongefäße (rechts eine Alabastervase)

Die Deutung allerdings, die Schliemann seinen Funden gegeben, wurde alsbald von vielen Seiten bekämpft. Man nannte ihn einen Phantasten, der Dichtung von Wirklichkeit nicht zu unterscheiden wisse, einen Laien, der sich unberechtigterweise in wissenschaftliche Probleme einmische. Die verschiedensten anderen Auslegungen wurden versucht, es gab fast keine Periode der Weltgeschichte, in die nicht der eine oder der andere die gefundenen Schätze datierte. Andererseits fand Schliemann auch viel begeisterte Zustimmung und Anerkennung; W. E. Gladstone, der berühmte englische Premier-Minister, der begeisterte Homerfreund, fand sich bereit, zu Schliemanns Buche „Mykenae“ die Vorrede zu schreiben.

Jetzt sind seit der Ausgrabung des Gräberrundes 37 Jahre vergangen; die Funde sind wohlgeordnet im Nationalmuseum in Athen untergebracht und füllen dort einen riesigen Saal und mehrere Nebenräume. Immer neue und immer besonnenere Untersuchungen haben an Ort und Stelle stattgefunden, und danach steht das Urteil über das Alter und die Herkunft der Schätze im großen und ganzen fest.

In der Hauptsache hat Schliemann recht behalten. Die Funde gehören tatsächlich jener Epoche an, die man nach ihnen die mykenische zu nennen sich gewöhnt hat, der Zeit zwischen 1500 und 1100 vor Christi Geburt. Sie stammen auch sicher aus Fürstengräbern, sie waren mykenischen Herrschern mit ins Grab gegeben. Die Namen des Agamemnon allerdings und seiner Begleiter mußte man fallen lassen. Die Anlage

der Schachtgräber ist noch früher anzusetzen, als der Trojanische Krieg, auch rühren sie nicht von einer, sondern von mehreren, zeitlich getrennten Bestattungen her. Über manche Einzelheiten gehen noch jetzt die Meinungen auseinander; einige Deutungen stammen aus der allerletzten Zeit und bedürfen noch der Nachprüfung; das Wichtigste aber sei im Folgenden mitgeteilt.

Die Art der Bestattung in den Schachtgräbern.

Es sind, wie oben gesagt, in der Oberstadt von Mykene sechs Gräber aufgedeckt worden. Neun Männer und acht Frauen waren in ihnen bestattet; dazu kommen zwei Kindesleichen.

Die Größe der Gräber ist verschieden. Das kleinste mißt nicht ganz 3 m im Quadrat, es enthielt auch bloß eine und zwar eine männliche Leiche. Der Boden des größten Grabes dagegen ist fast 7 m lang und 5 m breit; in ihm sind fünf Tote beigesetzt, allem Anschein nach drei Männer und zwei Frauen. Im zweitgrößten Grabe fanden sich die Leichen von drei Frauen und zwei Kindern, in einem anderen drei männliche Leichen; in den zweien, die noch übrig sind, waren je für sich drei Frauen und zwei Männer bestattet.

Man kann auf das Geschlecht der Bestatteten aus dem Totenschmuck schließen. Er ist teils eigens für die

Bestattung angefertigt, teils besteht er aus Dingen, die von den Beigesetzten im Leben getragen oder benutzt worden waren.

Bei fünf Männerleichen fanden sich goldene Gesichtsmasken; geben die einen die Gesichter nur in groben Zügen wieder, so hat bei anderen der Hersteller sich bemüht, auch Einzelheiten wie Lidér, Brauen, Haar und Bart sorgfältig nachzuahmen. Zu drei von diesen Leichen gehören auch goldene Platten, die man als Brustdecken bezeichnete; auf zweien von ihnen waren die Brustwarzen dargestellt.

In den Frauengräbern fand man bei den Häuptern der Leichen goldene „Ovale“, langgestreckte, in der Mitte ziemlich breite, nach den Enden spitz zulaufende Streifen aus reich verziertem Goldblech, an die z. T. oben Kränze oder Rosetten und Kreuze aus Gold angelegt waren. Diesen Ovalen entsprach eine größere Anzahl von „Halbovalen“ mit z. T. genau denselben Mustern; auf der einen Seite breit und eckig, auf der anderen spitz, sehen sie aus, wie wenn ein Oval in zwei gleiche Teile zerschnitten worden wäre. Dazu kommt eine Reihe von großen goldenen Rosetten, die aus übereinander gelegten Blättern und Kreuzen zusammengesetzt sind, und endlich eine ungeheure Anzahl von runden, meist 6 cm breiten Goldplättchen, auf denen die verschiedensten Muster aufgestanzt sind: Spiralen, konzentrische Kreise, Polypen, Schmetterlinge, Blätter und Blüten. In einem Frauengrabe allein hat man 700 von ihnen gefunden.

Wie haben wir uns die Verwendung all dieses Totenschmuckes zu denken?

Man nahm bis vor wenigen Jahren an, daß er auf den Körpern selbst und der Gewandung angebracht gewesen sei; Masken und Brustdecken hätten auf dem Gesicht und der Brust der Männer gelegen, die Ovale hätten als Diademe die Frauenhäupter umwunden, während die „Halbovale“ als Brustbehang dienten und Rosetten und Goldplättchen auf dem Gewande als Schmuck befestigt waren.

Alber immer mehr Schwierigkeiten ergaben sich bei dieser Erklärung: die Diademe waren für ein Frauenhaupt zu lang und zu breit; weder bei den Halbovalen noch bei den Rosetten noch bei den runden Plättchen fand man eine Spur davon, daß sie auf ein Gewand aufgenäht worden wären; die Masken zeigten einen überstehenden flachen Rand, der sich nicht erklären ließ, wenn sie auf das Antlitz der Verstorbenen aufgelegt waren; in diesem Rande aber entdeckte man Löcher, die nur von Nägeln herrühren konnten, und ebenso an den Spitzen der Ovale, den breiten Seiten der Halbovale und in der Mitte der Rosetten; an den kleinen Plättchen endlich fand man durch genaue chemische Untersuchung Spuren von Klebstoff.

Die Vermutung, die sich daran knüpfte, wurde zur Gewißheit durch den Fund von Nagelköpfen und namentlich durch die Entdeckung eines 5 cm langen bronzenen Nagels, der in der Mitte einer Rosette steckte. Jetzt zog Staïs, der verdienstvolle Leiter des Nationalmuseums in Athen, die richtige Folgerung, die

alle bisherigen Vermutungen über den Haufen warf: waren diese Gegenstände mit Nägeln befestigt, so waren sie natürlich auf Holz genagelt, nämlich auf Särge, in denen die Toten ruhten. Und daraus, daß gerade Masken, Diademe und Brustplatten aufgenagelt waren, läßt sich zugleich ein Schluß auf die Form dieser Särge ziehen: Sie ahmten wohl in roher Form, zum mindesten aber durch eine leichte Einbuchtung am oberen Ende die Form des menschlichen Körpers nach, wie wir es ähnlich bei ägyptischen Särgen finden. Auf das Holz dieser Särge waren auch die Plättchen aufgeklebt.

Der Beweis für den gezogenen Schluß war allerdings noch zu vervollständigen. Man nahm eine genaue Nachprüfung der Tagebücher vor, die Schliemann bei den Ausgrabungen geführt hatte: da las man immer wieder die Bemerkung, daß in den Gräbern auch Holztheile gefunden worden seien, die an der Luft bei der Berührung alsbald zerfielen. Man untersuchte genauer die vielen zu kleinen Ballen zusammengepackten Überreste von Goldblech, die aus allerhand nicht mehr zu bestimmenden kleinen und kleinsten Bruchstücken zusammengesetzt sind, und fand in ihnen eine große Anzahl kleiner goldener und bronzener Nägel. In einem Glaskasten im Mykenischen Saale des Athener Nationalmuseums sind jetzt 120 solcher Nägel und eine Menge von Nagelteilen zur Schau gestellt.

Damit war der Beweis geschlossen, und jetzt können wir uns ein deutliches Bild von der Bestattungsart der mykenischen Fürsten machen.

War ein Mitglied des Herrscherhauses gestorben, so wurde die Leiche in einen die menschliche Gestalt in den Umrissen wiedergebenden Sarg gelegt, und dieser wurde eine Reihe von Tagen ausgestellt, während derer aus allen Theilen des Landes Männer und Frauen, Vornehme und Niedrige zusammenkamen, um dem Verstorbenen Gebet und Opfer zu weihen. Bei Frauen wurden auf dem Kopfteil des Sarges große Diademe angebracht, die mit ihren spitzen Enden aufgenagelt waren; davor wurden breite Rosetten in gleichmäßigen Zwischenräumen bis zum Sargende mit Nägeln befestigt; wo immer eine Lücke blieb, wurden die kleinen Goldplättchen in gefälliger Anordnung aufgeklebt. Die Halbovale sind wohl an den Seiten des Sarges mit den breiten Enden angenagelt zu denken, so daß die Spitzen herunterhingen. Möglicherweise standen die Säрге auch aufrecht; dann waren die Halbstreifen wohl als Brustbehänge angebracht.

Einfacher war die Verzierung der Männersäрге. Auf dem Kopfe waren die Masken festgenagelt, deren überstehender Rand flach auflag; es schlossen sich daran die Brustdecken, die nicht einen Panzer, sondern die Brust selbst darstellten. Unterhalb dieser waren auf zwei Särgen vielleicht Tierköpfe befestigt, die man in den Gräbern gefunden hat, ein goldenes Löwenhaupt und ein silberner Stierkopf mit vergoldeten Hörnern; doch ist diese Deutung unsicher. Jedenfalls blieb der größte Teil des Sarges zunächst frei. Dorthin wurden wohl Waffen gelegt, Schwerter, Dolche und Lanzen, die in großer Anzahl in den Gräbern

gefunden wurden. Das war ja auch der würdigste Schmuck für den Sarg eines Kriegers.

Mehrere Tage blieben die Särge ausgestellt, dann wurden sie in die Grabschächte hinabgelassen und diese durch Holzplatten und darübergelegte Steinquadern geschlossen. Darüber wurde Erde gebreitet, und das Ganze krönten dann rechteckige Grabstelen, die bei Männern mit Kriegs- und Jagdzyklen geschmückt, bei den Frauen aber glatt gelassen oder nur durch Linienmuster verziert wurden.

Im Laufe der Jahrhunderte sind die hölzernen Verschlussplatten zerbrochen, und Steine und Erde sind in das Grab gesunken; daraus erklärt es sich, daß man anfänglich annahm, die Gräber seien bald nach der Beisetzung der Toten zugeschüttet worden, daraus erklärt sich auch die Unordnung der Bestattung, die Schliemann bei einigen Gräbern zu bemerken glaubte.

Die acht Frauen, deren Leichen in den Schachtgräbern ruhten, sind sämtlich in Särgen beigelegt worden, wie die Zahl der Diademe beweist. Was die neun Männer dagegen anlangt, so finden sich nur für fünf von ihnen Goldmasken und andere Gegenstände, die auf eine Bestattung in Särgen schließen lassen. Die einfachste Erklärung ist wohl die, daß neben fünf Mitgliedern des Herrscherhauses vier ihrer edelsten Vasallen hier bestattet waren: sie wurden zwar der Teilnahme an der fürstlichen Begräbnisstätte gewürdigt, erfuhren aber nicht die nur den Herrschern zustehende Ehre der öffentlichen Ausbahrung im Prunk-

sarge, sondern wurden im einfachen Kriegerkleide beigesetzt.

Es ist wahrscheinlich, daß einige Gräber mehrmals zu verschiedenen Zeiten zur Bestattung benutzt wurden; dem früher Verstorbenen wurde ein Grabgenosse beigesellt. Fünfszig bis hundert Jahre lang — etwa im 15. Jahrhundert vor Christi Geburt — scheint man Bestattungen im Gräberringe der Oberstadt vorgenommen zu haben. Nachher gab man diesen Begräbnisplatz auf, und die prächtigen Kuppelbauten der Unterstadt traten an seine Stelle.

Noch ist einiges über die Kindesleichen zu sagen, die sich in dem großen Frauengrabe fanden. Sie waren ganz mit Gold umwickelt; davon ist besonders gut noch ein Teil der Umhüllung der zierlichen Hände und Füße erhalten, sowie die Masken, die die kleinen Gesichter bedeckten. Sie sind aus ganz dünnem Goldblech gefertigt und mit der Hand nach der Form des Antlitzes zurechtgedrückt. Bei der einen sind die Augen ausgeschnitten, so daß sie an die Larven erinnern, die unsere Kinder zum Spiele sich aus Papier zurechtschneiden. Auch Spielzeug hat man den Kindern mit ins Grab gegeben, kleine Goldgefäße und zwei kleine goldene Waagen, deren Schalen einige der so zahlreich vorhandenen runden Goldplättchen bildeten.

Wir kommen damit zu den Beigaben überhaupt, die sich in den mykenischen Schachtgräbern finden.

Mykenische Totengeschenke.

Wenn wir einen geliebten Toten ins Grab betten, so denken wir nicht daran, ihm allen Schmuck, den er in seinem Leben zu tragen pflegte, abzunehmen. So wenig wir auch meinen, daß er in einem anderen Leben Freude an irdischem Zierat haben werde, so würden wir es doch für pietätlos halten, den Toten aller der Dinge zu berauben, die wir gewohnt waren an ihm zu sehen.

Nicht anders als wir dachten die alten Völker. Aber bei ihnen kam noch ein anderes Moment hinzu: sie meinten tatsächlich, daß dem Verstorbenen etwas fehlen, daß sein Wohlbefinden darunter leiden würde, wenn ihm die Dinge abgingen, an denen er im Leben seine Freude hatte. Wie ihm Speise- und Trankopfer dargebracht wurden, damit er sich an ihnen erlabe, so wurden ihm auch Schmuckgegenstände, Geräte, Waffen mit ins Grab gegeben, damit er in ihrem Besitze sich weiter glücklich fühle. Selbst sein Streitroß, seine Hunde wurden ja bisweilen bei der Totenfeier geopfert, damit sie ihm folgten und er sich ihrer im Jenseits bediene.

Auch an den Körpern der in den mykenischen Schachtgräbern Bestatteten hat man bei der Beisetzung Schmuckgegenstände in großer Zahl belassen. Da finden sich große goldene Armbänder, Ohrringe, die die bei uns üblichen Maße bei weitem übersteigen, Haarnadeln von gleichfalls sehr beträchtlicher Größe, Halsketten aus Perlen von blauem Glasfluß oder von Bernstein — echtem Ostseebernstein, wie die chemische

Untersuchung ergeben hat —, Siegelringe mit künstlerisch wertvollen und kulturhistorisch überaus bedeutsamen Eingrabungen, Gehänge aus zusammengelöteten Spiralen oder an einander gereihten, in Gold gebildeten Tiergestalten. Den meisten Schmuck tragen natürlich die Frauenleichen, aber auch bei den Männern fehlte er der Sitte der Zeit entsprechend nicht. So ist in der Mykenischen Sammlung in Athen noch jetzt ein Armknochen eines Mannes zu sehen, der durch ein mit Spiralen und Rosetten besetztes goldenes Armband umwunden ist. Wollte man einen kostbaren Schmuckgegenstand als Familieneigentum zurückbehalten, so schuf man bisweilen ein genau nachgebildetes Ersatzstück aus dünnem Goldblech und legte wenigstens dieses dem Toten ins Grab.

Außer dem Körperschmuck wurden die verschiedensten Lieblingsgegenstände den Toten mitgegeben. Da war ein Held weit über das Meer gefahren, bis nach Afrika hatten ihn Sturm und Wellen getragen. Als Brunkstück brachte er ein Straußenei nach Hause mit, das auf einem Untersatz von weißem Marmor lag und von einem abnehmbaren goldenen Deckel gekrönt war. Allen, die hinkamen nach der Burg, pflegte der Hausherr mit vielem Stolz das Wunder zu zeigen, — jetzt folgte es ihm ins Grab. Ein andermal waren weitgereiste fremde Händler erschienen, die Gefäße aus Marmor und mit Reliefschmuck versehene kleine Elfenbeinplatten zum Kauf anboten. Man erstand eine besonders schöne, mit drei geschwungenen Henkeln versehene Marmorvase und wählte von den Elfenbein-

plättchen zweie aus, die dem kriegerischen Sinne am meisten entsprachen; auf dem einen war ein ovaler Turmschild, auf dem anderen ein behelmter Kriegerkopf in erhabener Arbeit dargestellt. Auch ein sechs-eckiges, hölzernes Kästchen kaufte man, dessen Wände von dünnen goldenen, mit Tierbildern verzierten Platten bedeckt waren, sowie mehrere in Rhpros gefertigte goldene Zierate, die dreitheilige kleine Altäre darstellten; drei nach oben sich verbreiternde Säulen und merkwürdige hornförmige Verzierungen fielen an ihnen besonders auf, an den Seiten saßen Vögel, vielleicht Tauben, mit hoch erhobenen Schwingen. Mit Stolz hatte man die einen, mit einer gewissen abergläubischen Scheu die anderen Gegenstände betrachtet und sorglich gehütet, — mehr als 3000 Jahre später fanden fremde Männer sie unverfehrt in den Schachtgräbern Mykenes.

Auch die vielgenannten kleinen runden Goldplättchen mit aufgestanzten Verzierungen scheint man neben ihrer sonstigen Verwendung dazu benützt zu haben, um einen hübschen Zimmerschmuck herzustellen, der nachher zum Grabschmuck wurde. Es befinden sich unter ihnen auch ausgezackte Pflanzenblätter mit mehr oder minder langem Stiele. Wenn man diesen um eine hölzerne oder metallene Einlage wickelte, so entstand ein fester Stengel. Solche Blätter konnten, in ein Gefäß gesteckt, leicht zu einem Strauße vereinigt werden; die Blumen dazu stellten Goldplättchen mit Blütenmustern dar, die auf kleine Holzscheiben geklebt und mit diesen auf Nadeln gesteckt wurden. Eine Art Makartbukett ent-

stand auf diese Weise. So wenigstens hat neuerdings ein Forscher geschlossen, der zur Vergleichung Darstellungen auf ägyptischen Prunkgefäßen und auf einer mykenischen Vase heranzieht.

Den liebsten Besitz der Männer bildeten natürlich ihre Waffen, namentlich ihre Lanzen, Schwerter und Dolche. Sie sind in großer Zahl in den Gräbern gefunden worden. Von den Lanzen allerdings zerfielen die hölzernen Schäfte, sobald sie mit der Luft in Berührung kamen; nur die bronzenen Spitzen sind noch erhalten. Um so mehr Schwerter und Dolche besitzen wir noch; in einem Grabe, in dem drei Männer bestattet waren, mögen gegen sechzig gelegen haben, die theils ganz, theils in Bruchstücken erhalten sind. Sie waren z. T. von ausgesucht feiner und kostbarer Arbeit, Stücke von ungeheurem Wert. Dem Helden zur Seite legte man wohl sein erprobtes Schlachtschwert, andere wurden auf den Sarg und neben ihn gelegt. Da lag in der Mitte ein Prunkschwert des Herrschers, die Klinge einen Meter lang, zweischneidig, lang und spitz, wie alle mykenischen Schwerter aus Bronze bestehend und für den Stoß, nicht für den Hieb bestimmt. Die Klinge war mit lebenswahren, in flachem Relief gearbeiteten Bildern von Pferden verziert, die in voller Flucht auf beiden Seiten der Mittelrippe entlang liefen. Da legte ein fremder Held, der weither gekommen war, um dem Toten die geziemende Ehre zu erweisen, ein anderes Schwert als letztes Gastgeschenk auf den Prunksarg; fliegende Greifen waren aus der Klinge herausgearbeitet, der hölzerne Griff war mit kunstreichem

Goldblech verkleidet, vier breite goldene Nägel hielten Griff und Klinge zusammen.

Daneben lag auch ein besonders kostbarer Dolch. Sein Griff bestand aus Elfenbein, in das unzählig viele ganz kleine Goldstifte eingeschlagen waren, sodaß prächtige Ziermuster entstanden. Die bronzene Klinge trug in der Mitte eine besondere Auflage, auf der aus eingelegtem Gold und Silber Menschen- und Tiergestalten dargestellt waren. Auf der einen Seite sah man einen Löwen auf der Gazellenjagd; auf der anderen waren mit Schilden, Lanzen und Bogen bewehrte Männer im Kampfe gegen Löwen dargestellt. Ein Mann ist von einem Löwen niedergerissen worden, zwei andere bekämpfen, durch riesige Schilde gedeckt, das Tier mit ihren Lanzen, hinter ihnen eilt ein Bogenschütze zur Hilfe herbei, und diesem wieder folgt ein neuer Speerkämpfer, der seinen ungeheuren Schild noch auf dem Rücken trägt; in der anderen Ecke rennen zwei Löwen in rasender Eile davon. Dies alles wurde trotz der Kleinheit der Figuren besonders deutlich durch den Wechsel des Metalls und der Farben: die Leiber der Menschen und die Löwen bestanden aus Gold, die dürftige Kleidung der Männer und ihre Schilde aus Silber, die Schildriemen, die Wappenzeichen auf den Schilden und die Speere aus schwarzem Metall. Es ist dieser Dolch, der im sogenannten vierten Grabe gefunden wurde, völlig unversehrt erhalten; in Athen sieht man ihn im Nationalmuseum unter einer Glasglocke zur Schau gestellt, in Deutschland ist er durch

Nachbildungen der Württembergischen Metallwarenfabrik bekannt geworden*).

Noch vier andere in Mykene gefundene Dolch-
klingen sind von ähnlich wertvoller Arbeit. Auf der
schönsten von ihnen sehen wir in einer Flußlandschaft
Ragen auf der Entenjagd; im Papyrusgebüsch suchen
sie theils schleichend theils springend ihre Beute zu er-
haschen. Prächtig wirkt wieder die Abwechslung der
Farben: die Papyrusstauden und die Leiber der Ragen
bestehen aus Gold, die Enten und der Fluß aus Silber,
die in diesem schwimmenden Fische aus dunklem Me-
tall; am Halse einer Ente ist sogar durch eine besondere
Legierung des Goldes ein roter Blutstropfen dargestellt.

Erst angesichts solcher Wundertwerke der Technik
verstehen wir, was uns Homer von den Bildern erzählt,
die der Schmiedegott Hephaistos auf dem Schilde des
Achilleus schuf:

„Weiter ein Nebengefilde, von schwellendem Weine belastet,
Bildet' der Gott aus Gold, doch schwarzblau glänzten
die Trauben,

*) Der französische Künstler E. Gillieron in Athen hat,
oft von deutschen Gelehrten beraten, Nachbildungen zahlreicher
mykenischer Funde angefertigt; sie geben die Originale mit
peinlichster Genauigkeit, doch nicht in ihrem jetzigen Zustande
— verbogen, zerdrückt, z. T. zerbrochen —, sondern in ihrer
ehemaligen schönen Form wieder. Diese Nachbildungen sind
von der Württembergischen Metallfabrik in Geislingen verviel-
fältigt worden. An solchen Stücken tritt die richtige Form und
Verwendung oft überraschend deutlich zutage; vgl. von unseren
Abbildungen die Totenmaske und das große Frauendiadem.

Und es standen die Pfähle gereiht aus lauterem Silber.
Ringsum zog er den Graben aus blauem Stahl und am
Graben
Lang ein Gehege von Zinn."

Oder

„Eine Herde sodann großhörniger, stattlicher Rinder
Schuf er, die einen von Gold und von weißem Zinn
die andern.
Goldene Hirten schritten daher mit den mutigen Rindern."

Früher hielt man diese Beschreibungen für Erzeugnisse einer weit, vielleicht allzuweit schweifenden Phantasie. Jetzt weiß man, daß der Dichter Kunstwerke aus der mykenischen Zeit vor Augen gehabt und einfach das oder dem Ähnliches geschildert hat, was Jahrhunderte vor ihm bildende Künstler geschaffen hatten.

Viel weniger zahlreich als die Angriffswaffen sind die Schutzwaffen in den mykenischen Gräbern vertreten. Panzer scheint es in jener Zeit noch nicht gegeben zu haben, die riesigen Schilde machten sie unnötig. Wenn Homer von Harnischen erzählt, scheint er die Sitte seiner Zeit auf die um Jahrhunderte frühere mykenische Periode übertragen zu haben. Auch jene „Brustdecken“, die sich in einigen Gräbern fanden, sind ja nicht als Brustpanzer, sondern als Nachahmungen der Brust selbst aufzufassen, genau so wie die goldenen Masken nicht anderes als Nachahmungen des Gesichtes sind; es sollten eben die Toten selbst draußen auf dem Sargdecke! noch einmal dargestellt werden.

Daß auch Helme und Schilde fast gänzlich fehlen, liegt wohl an dem vergänglichen Stoffe, dem Leder, aus

dem sie gefertigt waren. Von einem einzigen Helme haben sich Spuren erhalten, und zwar merkwürdigerweise — in der Gestalt von Eberzähnen. Man fand sie in Mengen im vierten mykenischen Grabe; sie haben sämtlich an der Innenseite Löcher, augenscheinlich um auf etwas aufgenäht zu werden. Nun lesen wir im zehnten Buche der Ilias von einer Sturmhaube, die bedeckt war mit „ragenden Hauern vom weißzahnigen Schwein“, und auf einem der oben erwähnten Elfenbeinplättchen sehen wir einen solchen Helm abgebildet; er besteht aus fünf über einander liegenden Streifen, die ebenso wie das Sturmband dicht mit Eberzähnen besetzt sind. Ein solcher Helm war natürlich eine große Seltenheit, ein Prunkstück, das Zeugnis ablegte von der Größe der Schweineherden seines Besitzers oder von seinen Erfolgen auf der Eberjagd. Eben deshalb legte man ihn dem Toten ins Grab. Das Leder ist längst vermodert, die Zähne sind erhalten geblieben.

Die einzige Spur von Schilden hat sich in einem muldenförmigen Stück Holz erhalten, das möglicherweise den Kern eines Turmschildes bildete. So wären wir für die Schilde ganz auf die Homerische Beschreibung angewiesen, wenn nicht glücklicherweise Abbildungen von ihnen auf Elfenbeinplättchen, Ringen und Schiebern und vor allem auf jenem Dolche erhalten wären, auf dem der Angriff von Jägern auf Löwen dargestellt ist. Die hier abgebildeten vier Schilde sind riesengroß, sodaß ein sich duckender Mann sich hinter ihnen verbergen kann. Zwei Schilde

sind viereckig, zwei, die besonders auffallen, oval mit einer Einschnürung über der Mitte. Sie sind sämtlich nach den Seiten herumgebogen, so daß sie den Kämpfer nicht nur von vorn, sondern auch von den Flanken schützen; „nach allen Seiten schirmend“ werden sie daher auch bei Homer genannt.

Zu alledem kommt noch eine große Zahl von Gefäßen, die in den Gräbern untergebracht waren. In einem Teile von ihnen befanden sich wohl Opfergaben für den Toten, Wein und Mehl, Milch, Honig und Blut; selbst ein kleiner Löffel aus Alabaster fand sich in einem Grabe. Andere wertvolle Gefäße wurden deswegen hingestellt, weil sie den Bestatteten bei Lebzeiten ein lieber Besitz gewesen waren. Nicht nur einzelne Exemplare, nein, ganze Ausstattungen gab man in einigen Fällen mit; an manchen Gefäßen sind Gebrauchsspuren noch deutlich zu erkennen, andere scheinen eigens für die Bestattung gefertigt zu sein.

Es bestehen diese Gefäße, wenn wir von einigen alabastrernen absehen, teils aus Ton teils aus Metall. Je schwächer die eine Klasse in dem einzelnen Grabe vertreten ist, desto zahlreicher gewöhnlich die andere. Die Tongefäße sind fast durchweg bemalt, teils mit Strichmustern, teils mit Bildern, deren Motive dem Seelenleben entnommen sind: Algen, Muscheln, Korallen, Polypen u. a. Die Farben sind teils matt, teils bestehen sie in glänzendem Firnis.

Von allen andern verschieden ist eine riesige Tonvase, die Schliemann allerdings nicht in den Gräbern, sondern zwischen den Mauern der Akropolis von My-

kene fand. Sie wird gewöhnlich als „Kriegervase“ bezeichnet. Auf der einen Seite sehen wir sechs Krieger einherziehen, bewehrt mit Helm und Schild, Weisshenen und Lanzen. Einen heldenhaften Eindruck machen sie nicht, ihre dünnen Beine, ihre mit einem langen Rinnbart geschmückten schnurrbartlosen Gesichter geben ihnen fast etwas Komisches. In gleichmäßigem Schritt gehen sie hinter einander, alle in derselben ruhigen, fast lässigen Haltung. Hinter ihnen steht eine Frau, die mit klagender Bewegung die Arme emporhebt. Auf der anderen, stark beschädigten Seite der Vase sehen wir vier Krieger in genau derselben Tracht, doch schwingen sie ihre Lanzen wie zum Wurf und halten die Schilde vor sich. Die ganze Ausführung der Malerei ist handwerksmäßig, unkünstlerisch. Die Kleinheit der Schilde zeigt, daß wir uns nicht mehr in der Periode befinden, der die Dolchflingen angehörten, sondern in einer spätern, in der man die ungesügten Turmschilde nicht mehr kannte; sie stand auch nicht mehr auf derselben künstlerischen Höhe wie jene. Aber das Motiv der geschilderten Szenen könnte offenbar ebenso gut der früheren Periode angehören; es ist beiden gemeinsam. Was stellen nun die Bilder der Kriegervase dar? Vielleicht Streiter, die von den Klagen der Frauen begleitet in den Kampf ziehen und dann im Ansturm gegen die Feinde begriffen sind. Vielleicht aber auch — so deutet sie Staß — Szenen aus einer Totenfeier. Der große Held, der Fürst des Landes, ist gestorben. Die Frauen stimmen die Klagegesänge um ihn an, die Männer aber

ordnen sich zum Waffentanze, den sie dem Verstorbenen zu Ehren aufführen; bald schreiten sie, wie die erste Abbildung zeigt, ruhig und gemessen einher, bald in stürmischer Bewegung, Speer und Schild schwingend, wie wenn sie im Kampfe begriffen wären. Ist diese Deutung richtig, so haben wir einen neuen Zug, durch den wir unser Bild von der Bestattung eines mykenischen Helden ausfüllen können.

Was die Metallgefäße anlangt, so unterscheiden wir nach ihrem Material drei Arten: kupferne, silberne und goldene. Von den ersteren finden sich naturgemäß die größten Exemplare. Theils sind es große bauchige Kannen, die ungefähr die Gestalt unserer prozellanenen Waschwasserkannen haben, theils zwei- oder dreihenklige Kessel, bald mit gerundeten, bald mit steilen Wandungen; von ihnen haben sich in einem einzigen Grabe mehr als zwanzig gefunden. Auch Pfannen, Becken und Dreifüße aus Kupfer kommen vor.

Wertvoller nicht nur durch ihren Stoff, sondern auch durch die künstlerische Ausführung sind die goldenen und silbernen Gefäße. Sie haben theils einen, theils zwei Henkel, oft die Form von Bechern, oft von Kelchen. Bei einigen erkennen wir an dem besonders dünnen Metall, daß sie nicht zum Gebrauche, sondern nur als Totengaben gedient haben. Nur wenige von ihnen sind glatt, die meisten tragen in getriebener Arbeit kunstvolle Darstellungen. Zu den schönsten Gefäßen gehört ein silberner Kelch mit eingelegten Votosblumen, die in einen breiten, reich verzierten Korb gepflanzt sind; ferner ein goldenes Gefäß in Kelchform,

an dessen Seiten dahineilende Löwen dargestellt sind. Eine goldene Tasse ist ganz und gar mit Spiralen geschmückt, dasselbe Muster trägt an ihrem unteren, bauchigen Teile eine zierliche goldene Kanne mit feinem, schmalen Halse; auf mehreren goldenen Bechern sehen wir Blätter- und Rautenmuster, ein anderer ist mit zwei Reihen sich tummelnder Delphine geziert, ein Kelch trägt an seinem unteren Teile ein prächtiges Muster von Blütensternen.

Leider nur wenige Bruchstücke sind von einer silbernen, mit goldenen Henkeln versehenen Vase erhalten, auf der in getriebener Arbeit die Belagerung einer Stadt dargestellt ist. Knieende Bogenschützen, stehende Schleuderer und zwei mit dem achäischen Chiton bekleidete Speerträger sind am Fuße der Stadtmauer in der Abwehr des letzten Angriffs der Feinde begriffen. Von diesen ist auf unserem Bruchstück nichts erhalten, auf der durch Türme gekrönten Mauer aber sehen wir Frauen mit entblößter Brust und lebhaft bewegten Armen; sie feuern die Ihrigen durch Rufe und Geberden zur Tapferkeit an. Man könnte glauben, daß ein Sturm auf Troja oder eine ganz bestimmte Szene aus dem Trojanischen Kriege dargestellt sei.

Die Erinnerung an einen berühmten Helden der Ilias endlich ruft ein anderes aus Gold gefertigtes Gefäß in uns wach, an Nestor, „den alten Becher, der drei Menschenalter sah“. Ihm brachte die Schaffnerin, wie es im elften Buche der Ilias heißt:

„Surtig den herrlichen Kelch, den der Greis mitbrachte aus Bylos
Goldene Nägel dienten als Zierde; aber der Henkel
Waren vier, und es pickten um jeden herum zwei Tauben,
Schön gebildet aus Gold; zwei Füße trugen die Schale“.

Einen ganz ähnlichen goldenen Becher hat man im vierten Grabe gefunden, allerdings in etwas einfacherer Form: Es sind nur zwei Henkel vorhanden, und auf jedem sitzt nur eine Taube. Der eigentliche Kelch ruht auf einem hohen Stiel, die Henkel werden gestützt durch dreiteilige goldene Streifen, die vom Fuße des Bechers zu ihnen heraufreichen. Jedenfalls haben wir auch hier wieder einen Beweis dafür, wie die Phantasie des Dichters an wirklich vorhandene mykenische Vorbilder sich angeschlossen.

Noch gibt es manches unter den in den Schachtgräbern gemachten Funden, was der Erklärung bedarf. Immer noch werden neue Entdeckungen über die Zusammengehörigkeit einzelner Bruchstücke gemacht und neue Deutungen längst bekannter Stücke vorgenommen. Gerade an der Notwendigkeit dieser Kleinarbeit, an dem Werte, den auch an sich geringfügige Erkenntnisse auf diesem Gebiete für die Wissenschaft haben, zeigt sich die hohe Bedeutung der Schliemannschen Entdeckungen.

Die Ausgrabungen in Tiryns.

Bevor Schliemann im Juli 1876 seine Ausgrabungen in Mykene begann, hatte er, wie wir erzählten, an einem anderen Orte in Argolis einige Tage halt gemacht und Grabungen vorgenommen: in Tiryns. Die Ergebnisse waren vielversprechend, es war unzweifelhaft, daß dort neue wichtige Entdeckungen zu erwarten waren. Trotzdem kam Schliemann in den nächsten acht Jahren vor anderen Arbeiten nicht dazu, das Begonnene fortzusetzen. Erst 1884 konnte er die Grabungen in Tiryns wieder aufnehmen.

Und doch bot gerade dieser Ort für die in Mykene gemachten Entdeckungen eine beinahe notwendige Ergänzung. Dort hatte das Hauptinteresse den Gräbern und ihrem kostbaren Inhalte gegolten; die wichtigsten Schlüsse ließen sich aus ihnen für die Kultur des heroischen Zeitalters ziehen. Aber das Bild blieb unvollständig, solange nicht (wie dies ja in Troja von Anfang an geschehen war) umfassende Studien über die großen Bauten der mykenischen Zeit, vor allem über die Anlage der Befestigungsmauern und der Herrscherpaläste angestellt wurden. Nirgends lassen sich diese so klar erkennen wie in Tiryns.

Sehr wertvoll war es für Schliemann, daß es ihm gelang, sich für beide Jahre, in denen er in Tiryns grub, 1884 und 1885, den Beistand Wilhelm Dörpfelds zu sichern; in Troja hatte dieser ihm zwei Jahre

vorher zum ersten Male zur Seite gestanden. Die Leitung der Ausgrabungen erfolgte von Nauplia aus. Hier wohnten Schliemann und Dörpfeld; ein scharfer halbstündiger Ritt trug sie täglich nach Tiryns, wo sie den Tag über in angestrengter Arbeit zubrachten.

Ebenso wie Troja, wie Athen und Corinth, wie Mykene und jener unlängst in Triphylien von Dörpfeld ausgegrabene Herrschersitz, in dem man das homerische Phyllos wiederzufinden glaubt, liegt Tiryns nicht weit vom Meere, aber doch nicht am Meere selbst. Vielleicht hat die Furcht vor Übersällen durch Seefahrer die Gründer abgehalten, sich für ihre Stadt eine Stelle an der Meeresküste auszusuchen; wahrscheinlicher ist, daß die Seefahrt für jene Männer überhaupt keine große Rolle spielte; ihre Städte wurden gegründet als Mittelpunkte und Beherrscherinnen von vorwiegend Ackerbau und Viehzucht treibenden Landschaften; die Nähe des Meeres war erwünscht, aber nicht Lebensbedingung. Die Zwingburgen sollten mitten zwischen den Dörfern und Gehöften der Untertanen liegen, und der Verkehr zwischen Herrschern und Beherrschten sollte sich leicht und schnell vollziehen; daher lagen die Burgen auch nicht auf hohen Bergen, sondern auf mäßigen Anhöhen; für die Sicherheit der Herrscherthrone, die sich oft wohl nicht auf die Liebe des freien Mannes gründete, sorgten zur Genüge die riesigen Mauern, die die Burg umgaben.

Tiryns erhebt sich auf einem freistehenden, 300 Meter langen und 100 Meter breiten Kalkfelsen, der im Süden 18 Meter, im Norden ungefähr 12 Meter

über die umliegende Ebene emporragt. Er zerfällt in drei sich leicht von einander abhebende Abstufungen, sodaß wir von Ober-, Mittel- und Unterburg sprechen können. Auf der im Süden gelegenen Oberburg standen die Herrscherhäuser, während die anderen beiden Teile den Wohnungen der Krieger und Diener sowie Wirtschaftsräumen und Ställen Platz boten.

Wer zum ersten Mal vor der Burg von Tiryns steht, ist überrascht von den gewaltigen Mauern, die die Abhänge rings umgeben. Die Sage erzählt, daß König Proitos für ihren Bau sich Kyklopen aus Lykien habe kommen lassen; daher nennt man die Mauern von Tiryns und nach ihnen alle ähnlich gebauten kyklopische. Es ist kein Wunder, daß man glaubte, gewöhnliche Menschen hätten sie nicht aufführen können. Allerdings sind manche Berichte über die Größe der verwendeten Steine übertrieben, so wenn Pausanias erzählt, daß keiner von ihnen durch ein Maultiergespann hätte fortbewegt werden können. Sie sind verschieden groß, an der Innenseite der Mauer und in der Mitte im Durchschnitt kleiner als außen. Aber nicht wenige unter ihnen messen 2—3 Meter in die Länge und einen Meter in die Breite und Tiefe. Sie sind nicht völlig unbearbeitet, sondern hin und wieder mit der Spitzhacke zurechtgehauen; das war schon deswegen nötig, damit die Außenseite möglichst glatt wurde und keine Vorsprünge enthielt, die ein Emporklimmen ermöglicht hätten. Auch sind sie nicht regellos aufeinandergelegt, sondern nach Möglichkeit in Schichten geordnet; dadurch wurde ja die Festigkeit der Au-



Gang in der kyklopischen Burgmauer von Tiryns.

lage wesentlich erhöht. Aber die Steine sind an Größe und Gestalt verschieden und verschieden gelagert; der eine ist an seiner Außenseite viereckig, ein anderer sechseckig, ein dritter teils rund, teils eckig; hier ist ein Stein auf die hohe Kante, dort einer gar auf die Ecke gestellt, während die meisten mit der breiten Seite aufliegen. Die Zwischenräume zwischen den Blöcken sind durch kleinere Steine ausgefüllt. Gegenwärtig sieht es aus, als ob zwischen den Steinen keinerlei Bindemittel vorhanden wäre; ursprünglich waren sie alle, wie genaue Untersuchungen an den inneren Teilen ergeben haben, in Erde gebettet, die jetzt durch den Regen an den äußeren Seiten längst herausgespült ist. Alle Mauern ragen senkrecht auf, Böschungsmauern wie in Troja gab es nicht.

Die Dicke der Mauern betrug bei der Unter- und Mittelburg 7—8 m, bei der Oberburg bis 17,5 m. Am stärksten ist sie am Südrande und an der südlichen Hälfte der Ostseite. An beiden Stellen liegt hier in der Mauer eingeschlossen, der Länge nach in ihr sich hinziehend, ein Gang, an den sich nach außen Kammern mit rechteckigem Grundriß anschließen. Gänge wie Kammern sind oben dadurch geschlossen, daß an den Längsseiten von einer bestimmten Höhe an die Außenseiten der über einander gelegten Steine schräg nach vorn vorstoßen, so verengert sich allmählich der Raum und gewinnt die Form eines spitz zulaufenden Gewölbes. Über den Zweck dieser Innenräume, der „Galerien“, wie sie oft genannt werden, war man lange im Zweifel; jetzt wird allgemein angenommen, daß es eine Art

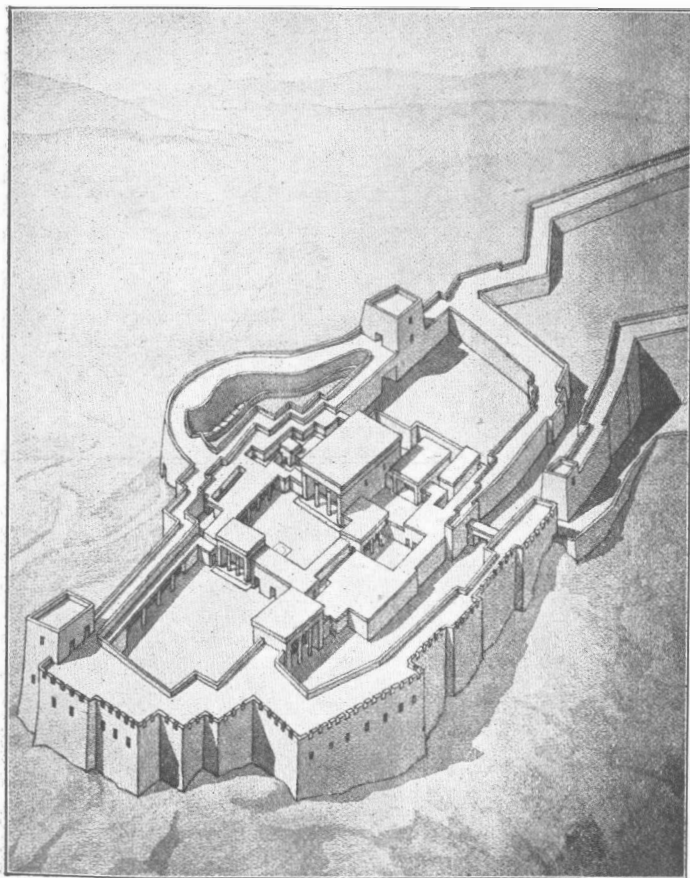
von Rasematten waren, Vorratsräume zur Aufbewahrung von Lebensmitteln und anderen Dingen, die namentlich im Falle einer Belagerung in Menge und in sicherem Verschuß vorhanden sein mußten.

Versuchen wir uns einen Sturm auf eine solche Festung vor Augen zu stellen. An den meisten Stellen ist ein Angriff wegen der Höhe der Mauern ausgeschlossen; es ist auch unmöglich, sie durch Sturmböcke zu erschüttern oder zu unterwühlen. Aber an der Stelle, wo sich sonst der Verkehr nach der Burg vollzieht, kann man vielleicht herankommen, beim Haupttor, das im Osten der Burg liegt. Zu ihm steigt eine ungefähr 50 Meter lange, fast 5 Meter breite Rampe als Fahrweg empor. Hier bewegt sich die feindliche Sturmkolonne hinauf. Aber schon prasselt ein Hagel von Steinen und Wurfgeschossen auf sie hernieder; denn die Rampe liegt nicht senkrecht zur Burg, sondern zieht sich in ihrer ganzen Länge unmittelbar am Fuße der Mauer entlang. Oben stehen die Verteidiger, und werden sie auch von den in einiger Entfernung aufgestellten Bogenschützen und Schleudern der Angreifer bedroht, so sind sie doch weit besser daran als die unter ihnen sich emporwindende Sturmkolonne; denn oben arbeiten immer zwei Mann zusammen, der eine wirft die Geschosse, der andere deckt sich und jenen mit dem riesigen Schilde; die Angreifer unten aber bieten auf der ganzen Strecke ihre durch den Schild nicht gedeckte Schwertseite, die rechte Flanke, den Wurfgeschossen dar. Haben sie endlich die Rampe überwunden, so beginnt der doppelt schwierige Kampf

um das aus riesigen Bohlen gezimmerte Osttor. Von beiden Seiten, von der nördlichen wie von der südlichen Mauer, fliegen die Geschosse herab. Gelingt es trotzdem, das Tor zu erbrechen, wehe dann den Hereinstürmenden, falls die Reihen der Verteidiger nicht schon arg gelichtet sind; denn der Weg führt nicht geradeaus, sondern erst eine lange Strecke nach links an der Burgmauer weiter; dieser aber gegenüber liegt eine an dieser Stelle fünf bis sieben Meter breite Innenmauer, und in einer Entfernung von 15 Metern befindet sich ein neues starkes Tor, das erst erobert werden muß. Sind noch genug Verteidiger vorhanden, so befinden sich die Feinde hier in einem Kessel, aus dem es kaum ein Entrinnen gibt. Auch auf ihrem weiteren Wege können sie wirksam von außen wie von innen beschossen werden; sind sie allerdings am südlichen Ende der Ostmauer angekommen, so haben sie die Hauptschwierigkeiten überwunden; denn die beiden Toranlagen, die sich jetzt noch finden, haben geringen Verteidigungswert; es sind keine Festungstore, sondern Brücktore, die schon zur eigentlichen Palastanlage gehören. Nur einen erbitterten Kampf von Haus zu Haus, von Gemach zu Gemach wird es noch geben, und dann werden die Eingeschlossenen erliegen, wenn sie nicht etwa durch die im Westen gelegene Pforte zur rechten Zeit einen Ausfall gemacht und dadurch Unordnung und Schrecken unter die Feinde getragen haben, oder sich durch sie retten. Zu dieser Pforte zieht sich zwischen der äußeren und der Palastmauer eine Treppe von mehr als 70 Stufen hinab; sie

ist oben ungedeckt, ein riesiger, 40 Meter lang sich herabwindender Hohlweg. Daß hier Feinde heraufgelangen, während die Mauern von Verwaffneten besetzt sind, ist unmöglich. Einen um so sichereren Ausgang bietet dieser Weg den Insassen der Burg.

Stellen wir diesem Bilde eines feindlichen Angriffes die Schilderung eines friedlichen Vorganges gegenüber. Denken wir uns, den Herrn der Burg besuche ein Gastfreund, wie bei Homer solche Szenen an zahlreichen Stellen ausgemalt sind. Ungehindert durch die Wächter, die seine friedliche Absicht erkennen, geht er durch die Festungstore hindurch. Jetzt ist er am inneren Ende der Ostmauer angelangt. Da führt der steinbelegte Weg nach rechts, nach Westen, und er steht vor einem Propylon, einer Toranlage, wie wir sie ähnlich schon in Troja kennen gelernt haben und wie sie, nur in erweiterter Form, auch bei allen Prunktoren der historischen griechischen Zeit sich findet. Durch die stattliche Mauer führt ein breites Tor hindurch, nach vorn und hinten aber vorgelagert ist ihm eine Säulenhalle, die hier, in Tiryns, je zwei Säulen in der Front zeigt, während ihre äußeren Seiten durch die Mauern geschlossen sind. Stauend betrachtet der Fremdling, der in seiner nördlichen Heimat solche Toranlagen noch nicht gesehen hat, die Säulen; sie bestehen aus Holz, verdicken sich allmählich nach oben und tragen über einer ziemlich breiten Einschnürung wulstige Kapitelle, darüber viereckige Platten; auf diesen ruht das hölzerne Gebälk der Halle. Mit bunten Farben ist das Holz



Palast von Tiryns. (Rekonstr.)

bemalt, so daß die verschiedenen Teile der Säule, ihr Schaft, ihr Hals, ihr Kopf sich schön von einander abheben. Die Säulen stehen auf steinernen Scheiben, die mit den darunter liegenden Felsplatten aus einem Stücke gearbeitet und vom Steinmeßer stehen gelassen sind, während er die übrigen Teile der Platte einige Zentimeter weit abmeißelte. An diesen Scheiben hat man bei den Ausgrabungen erkannt, an welchen Stellen des Palastes von Tiryns Säulen gestanden hatten. Hat der Fremde das Propylon durchschritten, so befindet er sich in einem großen Vorhofe, an dessen Seiten teils Mauern, teils kleinere Gemächer, zur Rechten auch zwei Wachtstuben sichtbar sind. An der Nordseite aber liegt ein zweites Prunktor, das dem ersten ganz ähnlich, nur etwas kleiner ist; es führt in einen inneren Hof, und hier trifft wohl der Ankömmling seinen Gastfreund, den Burgherrn, vielleicht eben damit beschäftigt, am Brandopferaltar, der hier steht, den Göttern ein Opfer darzubringen. Er wird herzlich begrüßt und erfährt all die Freundlichkeit, die einem Gaste erwiesen werden muß.

Zur gastlichen Aufnahme eines Fremdlings gehört bei Homer, daß man ihm ein Bad anbietet. In Tiryns war ein eigenes, aufs allerbeste und praktischste angelegtes Badegemach vorhanden, in das man durch einen Korridor gleich vom inneren Hofe aus gelangen konnte. Seinen Fußboden bildet ein einziger riesiger Kalksteinblock von 4 Meter Länge, 3 Meter Breite und durchschnittlich 70 Zentimeter Dicke; er ist so gelegt, daß das Wasser nach einer Stelle der Ostwand abfloß.

In der Westwand sind zwei runde Löcher bemerkbar, in denen wahrscheinlich Tongefäße mit Salböl aufgestellt waren. Selbst ein Bruchstück einer tönernen Badewanne ist in diesem Raume noch gefunden worden.

Vom Bade erquickt, geht der Fremde nach dem Männeraal, wo der Hausherr auf ihn mit dem Mahle schon wartet. Durch eine offene Halle, an deren Eingang wieder zwei hölzerne Säulen auf steinernen Scheiben stehen, kommt er erst in einen Vorraum und dann durch einen Vorhang in die eigentliche Haupthalle, das Megaron. Bei dessen Anblick geht es dem Manne aus dem einfachen Norden wohl ähnlich wie Odysseus in der Halle des Phäakenkönigs Alkinoos: voll Bewunderung steht er da ob solcher noch nie geschauten Pracht; „gleich dem Strahle der Sonne und gleich dem schimmernden Monde“ scheint ihm die Halle zu blinken.

In des Alkinoos Halle funkelte nach Homers Schilderung alles von kostbarem, edlem Metall, von silbernen und bronzenen Platten, von goldenen Zieraten; besonders gerühmt wird ein kostbarer Fries aus Glasfluß. Einen ganz ähnlichen Fries hat man in Tiryns an der unteren Wand des Vorssaales des Megarons gefunden; er besteht aus sieben Marmorplatten mit kunstreichen Ornamenten, in deren Mitte sich Einlagen aus blauem Glasfluß befinden. Der Hauptschmuck des Megarons aber war in Tiryns durch kunstvolle Malerei hergestellt.

Fünf Hauptfarben sind benutzt, schwarz, blau, rot, gelb und weiß; grün dagegen fehlt gänzlich. An den

meisten Stellen besteht die Malerei aus schönen Ornamenten, unter denen namentlich Rosetten und Spiralmuster immer wiederkehren. Aber auch Menschen- und Tiergestalten finden sich, und besonders fesselt das Auge des Fremden ein merkwürdiges Bild auf blauem Untergrunde: in kräftigen roten und ockergelben Tönen ist ein in voller Flucht dahinjagender Stier dargestellt mit gedrungenem Nacken und kräftigem, nach vorn gebogenem Horn; über ihm schwebt, in hellerem Gelb gemalt, ein Mensch, der mit einer Hand das Horn faßt und mit dem rechten Knie und der Fußspitze den Rücken des Stieres berührt, während er das andere Bein hoch in die Luft streckt. Wie ein Gaukler sieht er aus, der auf dem Stier seine gefährlichen Kunststücke ausführt. Mit Staunen fragt der Gast den Hausherrn nach der Bedeutung des Bildes. Aber auch der weiß nur wenig zu antworten: zu seines Vaters Zeiten sei die Halle neu aufgebaut worden, nachdem ein älteres Gebäude niedergerissen worden sei; fremde Künstler, Männer aus Kreta, seien herbeigerufen worden, um alles aufs glänzendste zu schmücken. Das Bild sei eine Nachahmung einer weit größeren Darstellung im kretischen Königspalaste. Gerade das verleiht ihm in den Augen des Burgherrn einen besonderen Wert. Und gern berichtet er auch davon, daß nach seines Vaters Erzählungen schon in dem älteren Gebäude nicht minder wertvoller Wandschmuck vorhanden gewesen sei, allerdings in weniger leuchtenden Farben. Doch jetzt nötigt er den Gastfreund zum Mahle; sie setzen sich an den einfachen Tisch neben dem von vier

Säulen umgebenen Herde, und Diener bringen Fleisch, Brot und Wein.

Was wir den Fremden hier schauen ließen, ist nicht eine Erfindung der Phantasie, sondern das Ergebnis der Ausgrabungen. Zwar die Wände des Megarons sind längst zerstört, nur wenige Fuß hoch erheben sich ihre untersten Mauern, aber in dem Schutt fand man beim Ausräumen zahlreiche Bruchstücke von Stuck, die die beschriebenen Malereien trugen. Von Schliemann und Dörpfeld selbst wurde das Bild des Stieres mit dem Gaukler gefunden. In den letzten Jahren aber haben griechische und besonders deutsche Archäologen ihr besondere Aufmerksamkeit auf diese Spuren altmykenischer Malerei gerichtet; sie hatten das Glück, unter Schuttmassen, die bei baulichen Veränderungen in der Nähe der Außenmauern herabgeworfen worden waren, zahlreiche weitere Bruchstücke von bemaltem Stuck zu finden. Auf's sorgfältigste wurden sie gesammelt, zusammengesetzt und ergänzt, und das Ergebnis übertrifft alle Erwartungen, die man gehegt hatte. Man hat festgestellt, daß, wie in den Gebäuden, so auch in der Malerei von Tiryns eine ältere und eine jüngere Periode zu unterscheiden ist; jene bevorzugte zartere, diese lebhaftere Farben. Bald sind einzelne Figuren, bald ganze Szenen aus dem Menschen- und Tierleben dargestellt. Hier zwei Krieger mit geschulterten Speeren, dort einer mit eingelegter Lanze, hier eine würdig dahinschreitende Frau mit prunkvollem Gewande, dort Wagenlenker und Pferde. Ein 34 Zentimeter hoher Fries stellte eine Jagd dar:

Eber, die von Hunden gestellt, andere, die in Netzen gefangen werden, Jäger mit geschwungenen Speeren, andere, auch Frauen, die auf zweirädrigen Wagen herbeigefahren kommen, um an der Jagd teilzunehmen. Alles dies ist nur in oft recht kleinen Bruchstücken erhalten, aber sie reichen aus, um sich ein Bild vom Ganzen zu machen.

Sogar der Fußboden des Megarons von Tiryns war mit Malereien versehen. Schon Schliemann hatte bemerkt, daß er durch eingeritzte Linien in Quadrate eingeteilt war, und Spuren von blauer und rötlicher Farbe auf ihm entdeckt. „Der Fußboden zeigte früher ein einfaches buntes Teppichmuster,“ urteilte er. Vor kurzem aber unterzogen zwei deutsche Archäologen den Stuck, der den Estrich bildete, einer neuen Untersuchung. In äußerst mühevoller und zeitraubender Arbeit schabten sie, auf der Erde liegend, die dünne gelbe Schicht weg, die sich auf dem Boden gebildet hatte, und fanden, daß in den Quadraten auf blauem Untergrunde abwechselnd Polypen und Delphine dargestellt waren, Delphine, die sich im blauen Meere tummeln. Es muß dies angeführt werden als ein Beispiel für die unendlich sorgfältige und feine Art, wie man gegenwärtig alte Kulturstätten durchforscht, und zugleich für die Ergebnisse, die man auf diese Weise erreicht.

Welchem Gebäude die neu entdeckten Wandgemälde in Tiryns angehört haben, läßt sich nicht nachweisen. Der Männersaal, den wir bisher beschrieben, war ja

nicht das einzige Gebäude, das eine solche Ausmalung gelohnt hätte. Nordöstlich von ihm liegen zwei ganz ähnlich angelegte Häuser, die ebenfalls aus Vorhalle und Hauptsaal bestanden; auch vor ihnen lagen Höfe und Säulenhallen. Das dem Männersaal zunächst gelegene ist wohl die Wohnung der Frauen. Nur durch weite, um das ganze Männerhaus herumführende Gänge kann man zu ihr gelangen. Das ist ein besonderes Kennzeichen der achäischen Herrscherbauten in mykenischer Zeit, daß die Gebäude keine gemeinsamen Wände haben, sondern einzeln für sich ausgeführt sind. Auch in Troja haben wir ja Ähnliches gefunden. Danach muß auch das Bild umgestaltet werden, das man sich vom Palast des Odysseus zu machen pflegte. Auch hier stießen Männersaal, Frauengemach und Wirtschaftsräume nicht unmittelbar an einander, sondern waren selbständige Bauten und durch Gänge mit einander verbunden.

Auch in den übrigen Teilen des Palastes von Tiryns hat man festgestellt, daß den jetzt noch in ihren Fundamenten erhaltenen Bauten ältere vorausgegangen sind. Auch spätere interessante Gebäude sind in der letzten Zeit in ihren Spuren genau verfolgt worden, so ein Tempel der Hera, der im siebenten Jahrhundert an der Stelle des Männersaals ausgeführt wurde. Es ist zu hoffen, daß die Untersuchungen über Tiryns noch manche Ergänzung des Werkes bringen werden, das Schliemann im Jahre 1884 so erfolgreich begonnen hat.

Mykenische und kretische Kultur.

Troja, Mykene und Tiryns, diese drei Namen sind die Marksteine geworden auf Schliemanns Forscherlaufbahn. An diesen Orten hat er seine großen, grundlegenden Erfolge erreicht. Demgegenüber treten die kleineren Grabungen in den Hintergrund, die er an zahlreichen anderen Orten Griechenlands vorgenommen hat, so auf Rhithera und Ithaka, auf Sphakteria und bei Marathon, in Phlos und Orchomenos. Wir müssen uns versagen auf sie an dieser Stelle einzugehen; aber auf ein großes Unternehmen müssen wir hinweisen, das Schliemann gegen Ende seines Lebens geplant hat.

Im Jahre 1886 faßte Schliemann den Entschluß, auch auf Kreta Ausgrabungen zu veranstalten, wo er, wie er angibt, „den Ursprung der mykenischen Kultur zu entdecken hoffte.“ Er unterhandelte mit den Grundeigentümern wegen Ankaufs des Geländes des alten Knossos, nachdem er mit Dörpfeld das Gebiet besichtigt hatte; er stieß aber auf so übertriebene Forderungen, daß er sein Angebot vorläufig zurückzog. Nachher brachen Unruhen auf der Insel aus, die für die nächsten Jahre jede Unternehmung vereitelten.

Es ist außerordentlich zu bedauern, daß Schliemann hier nicht zum Ziele gelangt ist. Indem er auf Kreta den Spaten einsetzen wollte, bewies er wieder einmal sein feines Gefühl für die Zusammenhänge der mykenischen Kultur. Kein Land ist beim Beginn des heroischen Zeitalters von größerem Ein-

flusse auf das festländische Griechenland gewesen als Kreta. Erst nachdem auf dieser Insel eine Reihe von Palästen und anderen Wohnstätten aufgedeckt worden ist, hat man über die Herkunft der mykenischen Kultur richtig urteilen gelernt. Da unser Ziel ist, diese Kultur in ihren wichtigsten Erscheinungen zu schildern, gehen wir auf die kretischen Ausgrabungen genauer ein, wenngleich sie von Schliemann nur geplant, nicht ausgeführt worden sind.

Die wichtigsten Grabungsstätten auf Kreta sind Phaistos im Süden und Knossos im Norden der Insel; jene, haben die Italiener, dieses die Engländer unter Arthur Evans aufgedeckt. Da die an beiden Orten gefundenen Palastanlagen mit einander im wesentlichen übereinstimmen, beschränken wir uns auf die Beschreibung der einen von ihnen, nämlich von Knossos, das schon Schliemann hatte erforschen wollen. Es wird in der Sage als Sitz des Königs Minos genannt.

Die Trümmer des Palastes von Knossos liegen südöstlich von Randia, der bekannten Hafenstadt, nach der Kreta eine Zeitlang genannt wurde. In einer Stunde gelangen wir zu Pferde, in anderthalb Stunden zu Fuß auf bequemem Wege dorthin. Eine sinnverwirrende Menge von Wohngemächern, Korridoren und Vorratskammern, die um einen großen Innenhof gelagert sind, tut sich vor unsern Blicken auf. Wir begreifen, daß Evans in diesem Palaste das berühmte Labyrinth erblicken konnte. Mitten im Hofe aber haben die Engländer einen mehrstöckigen

hölzernen Turm errichtet; von ihm können wir das Ganze einheitlich überblicken und mit Hilfe einer Planskizze eine allgemeine Orientierung gewinnen.

Nicht auf einer die Ebene beherrschenden Höhe wie die Herrenhäuser in Mykene, Tiryns und Troja ist der Palast angelegt, sondern an einem Abhange, der von nahe gelegenen Hügeln überragt wird. Keine Ringmauern engen ihn ein, sondern offen und überall zugänglich liegt er neben den kleineren Siedlungen. Das mußte ein starkes und seiner Untertanen sicheres Herrscherhaus sein, das weder den Angriff äußerer Feinde noch Auflehnungen des eigenen Volkes zu fürchten brauchte. Und noch ein anderer Unterschied fällt uns sofort auf: die Gebäude stehen nicht wie an den Orten, die wir bisher kennen gelernt haben, einzeln da, sondern sind aneinander gebaut; sie haben gemeinsame Wände, sodaß man kein Gemach fortnehmen kann, ohne die Mauern zweier anderer zu zerstören.

Nun steigen wir vom Turme herab und beginnen unsere Wanderung am nordwestlichen Teile des Palastes. Eine breite Treppenanlage ist hier durch die Grabungen an den Tag gekommen; sie besteht aus zwei im rechten Winkel an einander stoßenden Fluchten, von denen die eine achtzehn Stufen von je 10 Meter Breite umfaßt, während die andere gar 16 Meter breit ist. Sie dienten wahrscheinlich nicht bloß als Ausgang, sondern auch als Sitzstufen für Schauspiele, die unten in einem gepflasterten Hofe veranstaltet wurden.

Südlich davon kommen wir zur eigentlichen Palastanlage. Wir stoßen zuerst auf einen 3 Meter breiten Korridor, der sich fast 80 Meter nach Süden zieht. Schon hier beachten wir den Bau der Wände; sie bestehen nicht aus großen Blöcken wie bei den achäischen Burgen, sondern aus unregelmäßigen, kleinen, durch Lehm verbundenen Steinen. Dafür sind sie aufs prächtigste verkleidet durch gemalten Stuck oder Platten aus Stein. Den größten Eindruck macht auf alle, die hinkommen, die reichliche Verwendung des Mabasters. Die aus ihm geschnittenen, fein polierten Platten messen z. T. mehr als 1 Meter im Quadrat. Es muß ein herrlicher Anblick gewesen sein, als all diese Platten noch wohl erhalten in ihrer glänzenden Weiße funkelten.

Schon im Korridor selbst sehen wir einige riesige Vorratsgefäße; im Westen aber stoßen an ihn mehr als zwanzig schmale Kammern, die alle gefüllt sind mit dicht neben einander stehenden großen Krügen. Viele von ihnen sind über einen Meter hoch; an einer anderen Stelle des Palastes finden sich sogar welche von mehr als 2 Meter Höhe und anderthalb Meter Durchmesser. Sie tragen an den Seiten mehrere in ziemlich großen Abständen von einander liegende Reihen von henkelartigen Öfen; zog man durch die gleich hoch liegenden Striche, so konnte der Krug gehoben und fortgeschafft werden. Neben den Gefäßen sehen wir in vielen Kammern große viereckige Gruben; sie sind mit Steinplatten ausgelegt, deren Fugen durch Blei ausgegossen sind; durch steinerne Deckel wurden sie



Vorratskammern in Knossos.

geschlossen. Es waren dies besonders sichere Vorratskammern, und in einigen von ihnen hat man wertvolle Funde gemacht.

Nicht weit vom Südennde dieses Ganges führt ein anderer nach einem im Westen gelegenen Hofe. Es ist dies der berühmte „Prozessionskorridor“. Er muß einst einen überraschend schönen Anblick geboten haben; lebensgroße Gestalten, auf blauen Grund gemalt, schritten in feierlichem Zuge einher; am bekanntesten ist der sogenannte Trichterträger, ein schlanker, mit einem roten, gelbgemusterten Schurz bekleideter Jüngling, der in würdevoller, aufrechter Haltung ein trichterartiges Gefäß vor sich trägt. Wie in Tiryns und Mykene hat man diese auf Stuck entworfenen Gemälde nicht an den Wänden, sondern in kleineren und größeren Stücken auf der Erde gefunden; im Museum zu Randia sind sie kunstvoll wieder zusammengesetzt.

Wir wenden uns jetzt den Gemächern zu, die an den Innenhof stoßen. Im Nordwesten liegt der sogenannte Thronsaal des Minos. Auf vier Stufen steigt man in ein Vorzimmer hinab, von dem zwei neben einander liegende Eingänge ins Hauptgemach führen. Bänke aus Marmor ziehen sich an drei Seiten herum, in der Mitte der rechten Seite aber steht der sogenannte Thron des Minos, ein hoher steinerner Sessel, dessen Rückenlehne blattförmig ausgeschnitten ist, während Vorderwand und Sitz vertieft sind, um dem Sitzenden größere Bequemlichkeit zu bieten. Wir können es uns wohl ausmalen, wie

hier in der Mitte der Herrscher thronte, während auf den Bänken neben ihm seine Getreuen zu Rat und Gericht saßen.

Hier sehen wir zum ersten Male auch kretische Säulen. Sie stehen auf genau solchen aus den Bodenplatten herausgearbeiteten Scheiben, wie wir sie in Tirhns kennen gelernt haben. Die Säulen selbst, die wir hier erblicken, bestehen aus Holz; sie verdicken sich nach oben wie die am Löwentor von Mykene und haben über dem Schaft zuerst einen Ring, dann einen Wulst, darauf eine Einkerbung und über dieser eine viereckige Platte, auf der die Decke ruht. Sie sind in verschiedenen Gemächern mit verschiedenen Farbenreihen bemalt. Im Thronsaal sind Schaft, Wulst und Platte schwarz, der Ring und die Einkerbung gelb, während bei anderen z. B. die Farben schwarz, rot und blau mit einander abwechseln. Die Säulen, die wir hier sehen, sind natürlich nicht die ursprünglichen; diese sind längst vermodert ebenso wie die in Tirhns; aber die von den Ausgrabenden errichteten neuen Säulen sind in der Gestalt wie in den Farben Vorbildern nachgeahmt, die sich auf Stuck gemalt vorfanden.

Besonders lehrreich ist die Betrachtung von Gemächern, die sich im Osten des Innenhofes finden. Eine Reihe von neben einander liegenden hat man ihrer Schönheit und Zierlichkeit wegen galanterweise die Gemächer der Königin genannt. Nach Norden schließt sich an sie eine Reihe von Zimmern an, von denen eines wegen der überall in die Wände



Sog. Thron des Minos in Knossos

eingehauenen Zeichen als der „Saal der Doppelägte“ bezeichnet wird. Hier lernen wir neue Eigentümlichkeiten der kretischen Palastbauten kennen. Die Wände dieser Säle sind z. T. in schmale, aber tiefe Pfeiler aufgelöst, zwischen denen sich hölzerne Türflügel befanden; schlug man diese zurück, so durchflutete eine Menge von Luft und Licht den ganzen Raum, sodaß er im Sommer den angenehmsten Aufenthalt bot; in der kälteren Jahreszeit wurden die Türen geschlossen. Hier lagen nicht bloß wie in anderen Teilen des Palastes zwei, sondern drei, vielleicht sogar vier Stockwerke übereinander, deren Treppenanlagen z. T. noch kenntlich sind. Für die Belichtung der unteren Stockwerke sorgten Lichthöfe, die durch Brüstungen, auf denen Säulen oder Pfeiler standen, von den anstoßenden Zimmern getrennt waren. Auch hygienisch wichtige Einrichtungen, wohlkanalisierte Klosettanlagen und Badezimmer, fehlten nicht; in den letzteren sind noch einige tönernen Baderwannen erhalten, deren Kleinheit uns allerdings befremdlich vorkommt.

Fassen wir zusammen: es bestehen zwischen den kretischen und den mykenischen Palästen grundlegende Unterschiede: diese sind auf Hügeln erbaut, jene nicht, diese haben gewaltige Ringmauern, bei jenen fehlen sie; diese sind aus möglichst großen Blöcken, jene aus kleinen verkleideten Steinen errichtet. Hier finden wir selbständige Einzelgebäude, dort eine einheitliche Gesamtanlage. Nur in Kreta finden sich Pfeilersäle und Lichthöfe, nur hier grup-

pieren sich alle Bauten um einen großen Innenhof.

In zwei Punkten dagegen haben wir wichtige Übereinstimmungen kennen gelernt: in der Gestalt der Säulen und in der Ausschmückung von Räumen durch bemalten Stuck. In beiden Punkten hat augenscheinlich die ältere kretische Kunst die jüngere festländische beeinflusst.

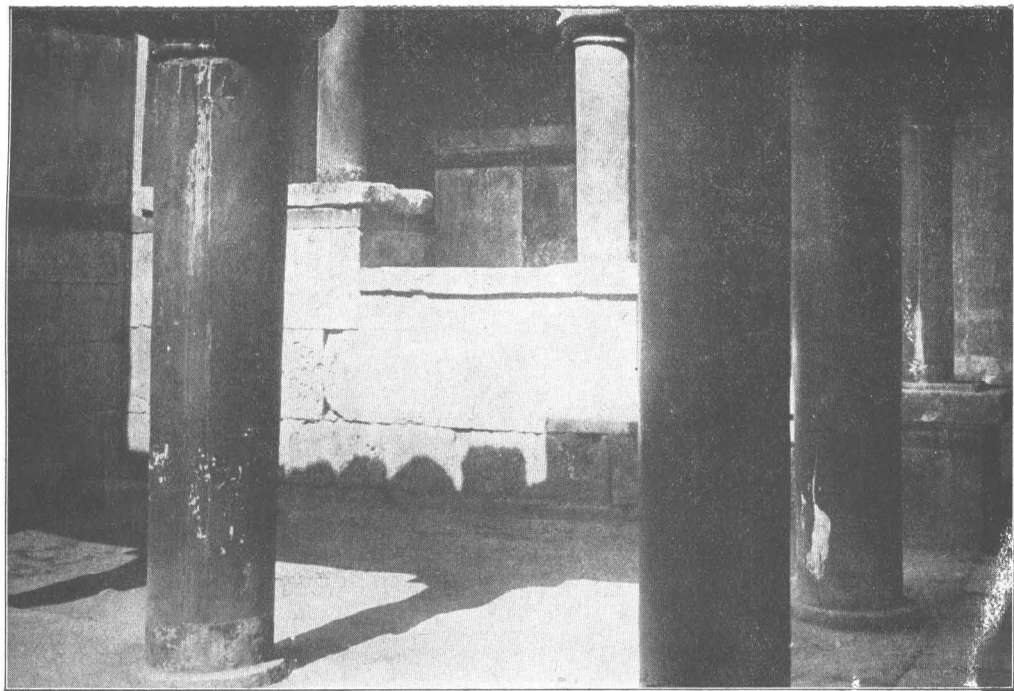
Diese Zusammenhänge werden klarer, wenn wir auf Einzelheiten eingehen. Die Wandgemälde in Tiryns zeigen z. T. dieselben Motive, in allen Stücken aber denselben Stil wie die in Knossos: dieselben feierlich dahinschreitenden, kerzengraden Gestalten mit hochgetragennem Haupte, dieselben Farben, dieselben Schmuckgegenstände, z. T. auch dieselbe Tracht. Einige Männer in Tiryns tragen allerdings den weiten achäischen Chiton, andere aber nur den Unterleibsschurz wie die auf den kretischen Bildern, und sie haben genau dieselbe schlanke Gestalt mit der unwahrscheinlich dünnen Taille, wie sie sich auf kretischen Bildern findet. Hier wie dort ist der Untergrund blau; auch für die Darstellung der Figuren sind dieselben Farben verwendet. Wir berichteten oben von dem von Schliemann in Tiryns aufgefundenen Bilde eines Stiers, über dem eine Menschengestalt schwebt. Über zwanzig Darstellungen solcher „Stiergaukler“ haben sich auf geschnittenen Steinen und auf Stuckfragmenten gefunden, und bei allen ist es sicher, daß kretisches Erzeugnis oder wenigstens kretischer Einfluß vorliegt. Die größte Darstellung eines „Stierspieles“ gibt ein in Knossos gefundenes

Wandgemälde, das im Museum in Kandia aufbewahrt ist. Um einen in schnellem Laufe vorstürmenden Stier sind drei Menschen, ein an der rotbraunen Haut kenntlicher Mann und zwei mit weißer Farbe gemalte Frauen, beschäftigt. Der Mann fliegt eben sich überschlagend über den Stier hinweg, von den Frauen steht die eine hinter dem Stiere, die Hände nach vorn haltend, wie wenn sie den Mann beim Niedersprunge auffangen wollte, die andere ist im Begriff, sich von dem Stier emporzuschleudern zu lassen, indem sie sich mit den Achseln auf seine Hörner auflegt. Wir haben hier ein Gauklertrio, das mit dem Stier sein gefährliches Spiel treibt; die eine Frau hat den Sprung über den Stier bereits ausgeführt, die andere will ihn eben beginnen, der Mann ist mitten drin begriffen. So sind drei Handlungen, deren Aufeinanderfolge natürlich längere Zeit erforderte, gleichzeitig neben einander dargestellt. In Kreta scheinen solche Spiele heimisch gewesen zu sein, wie auch im Kult der Stier eine große Rolle spielte; vielleicht fanden sie öfter vor jenen Treppenfluchten im Nordwesten des Palastes statt. Auf dem Festlande waren nach allem, was wir wissen, diese Spiele unbekannt; ihre bildliche Darstellung wurde durch kretische Künstler dorthin gebracht.

Wir erwähnten oben einen silbernen Stierkopf, der in einem Schachtgrabe von Mithene gefunden wurde. Er trug allem Anschein nach zwischen seinen vergoldeten Hörnern ursprünglich ein Doppelbeil und war aus Kreta nach dem Festlande gebracht worden.

Stier wie Doppelbeil spielten in der kretischen Religion eine große Rolle. Dieses war das Symbol der männlichen Gottheit, des Blitz- und Wettergottes; in ihm wurde der Gott selbst verehrt. Allenthalben finden wir es im Palaste von Knossos, in Wände eingeritzt, auf Stuck gemalt, und aus Labrys, der kretischen Bezeichnung für die Doppelaxt, ist wohl der Name Labyrinth entstanden für den Palast, in dem sie verehrt wurde und in zahllosen Wiederholungen wiederkehrte. In Stiergestalt wurde in noch älterer Zeit wohl der oberste Gott selbst dargestellt. Von diesen religiösen Auffassungen ist nichts auf die Religion der Achäer abgefärbt, aber wir sehen ihren Einfluß in alten griechischen Sagen, die auf Kreta lokalisiert werden, in der Sage von dem Stier, in dessen Gestalt Zeus die Königstochter Europa nach Kreta entführte, in den Sagen von Pasiphae und dem Minotauros.

Auch inbezug auf die Waffen bestehen merkwürdige Beziehungen zwischen Kretern und Achäern. In Hagia Triada unweit Phaistos hat man neben anderen wertvollen Gefäßen aus Steatit (Speckstein) einen aus diesem Stein geschnittenen Becher gefunden, auf dem bewaffnete Krieger dargestellt sind. In stolzer Haltung, den langen Speer mit der ausgestreckten Rechten auf die Erde stützend, steht der Führer da; ihm gegenüber steht straff und grade, als ob er ihm eine Meldung abstattete, ein Krieger, der sein langes Schwert schultert; hinter ihm folgen drei andere, deren Leib fast ganz durch riesige schirm=



Kretische Säulen (in Knossos).

artige Gebilde verdeckt ist, in denen wir wohl nichts anderes als Turmschilde zu erkennen haben. Also auch diese stammen aus Kreta oder sind wenigstens Kreta und dem achäischen Festlande gemeinsam. Und die Lanze ist genau so, wie wir sie uns bei einem mykenischen Krieger vorstellen, und das Schwert genau von der Art, wie sie den Toten in Mykene ins Grab gelegt wurden. Auch wirkliche bronzene Schwertter, die mit den mykenischen völlig übereinstimmen, sind in Kreta in großer Zahl gefunden worden.

Die auffallendste Übereinstimmung endlich besteht in den tönernen Gefäßen der mykenischen Zeit und der letzten Periode kretischer Kunst. Man unterscheidet in Kreta drei große Perioden der Keramik, die maßgebend geworden sind für die kretische Zeitbestimmung überhaupt; nach dem Namen des mythischen Königs Minos pflegt man sie als früh-, mittel- und spätminoisch zu bezeichnen. Die frühminoische Zeit rechnet man bis zum Jahre 2000, die mittelminoische von 2000—1600, die spätminoische von 1600—1100. Die schönsten Gefäße stammen aus der Mitte der mittelminoischen Zeit; nach ihrem berühmtesten Fundorte, einer Felsgrotte beim kretischen Dorfe Kamarez, nennt man sie gewöhnlich Kamarezgefäße. Sie sind ebenso schön in ihrer Form wie in ihrer Bemalung. Am häufigsten begegnen uns Becher mit und ohne Henkel, Schalen, Kannen und Tafelaufsätze mit hohem runden Fuß. Bei manchen sind die Wände dünn wie feinstes chinesisches Por-

zellan. Der Grund ist dunkel gehalten, meist bräunlich oder schwarzgrau; darauf sind in bunten Farben die verschiedenartigsten Muster gemalt; weiß, hell- und dunkelrot, gelb und violett wechseln mit einander ab.

Von diesen Prachtgefäßen hat man auf dem Festlande außer einigen tirynthier Scherben nichts gefunden: damals bestanden offenbar noch keine regen Beziehungen zwischen Kreta und Griechenland. Um so mehr zeigen sich diese in der Keramik der darauffolgenden Zeit. Die kretischen Tonmaler sind jetzt wieder zum hellen Untergrunde zurückgekehrt; auf ihn werden mit glänzendem, rotem oder schwarzem Firnis teils Linienmuster, namentlich Rosetten und Spiralen, teils mehr oder minder stilisierte Darstellungen aus dem Seeleben aufgemalt — genau so wie wir dies bei den mykenischen Gefäßen kennen. Die spätminoische Vasenmalerei stimmt in ihren letzten beiden Perioden so sehr mit der mykenischen überein, daß es ohne Kenntnis des Fundortes meist gar nicht möglich ist, zu entscheiden, ob ein Gefäß dieses oder jenes Ursprungs ist. Teils sind Gefäße von Kreta nach dem Festlande eingeführt worden, teils wurden sie auf dem Festlande nach dem Muster der kretischen geschaffen. Auch die Verzierungen auf den Goldplättchen, die man so massenhaft in den Schachtgräbern Mykenes fand, sind ihrer Form nach kretischen Ursprungs; auch der in Tiryns aufgefundene Marmorfries hat sein Vorbild im Palaste von Knossos und ist wahrscheinlich aus Kreta bezogen worden.

In all denjenigen Einrichtungen, die vom Klima, vom Boden, von der Form der staatlichen Ordnung, von dem Verhältniß zwischen Herrschern und Untertanen abhängen, pflegt ein Volk sich, wenigstens bis zu gewissem Grade, seine Eigenart zu bewahren; in den anderen Dingen dagegen richtet sich ein kulturell niedrigeres Volk nach dem kulturell höheren, mit dem es in Berührung kommt. Inbezug auf den Grundriß, die Umwehrung, das Material ihrer Bauten haben die Achäer sich ihre Selbständigkeit erhalten, in dem bildnerischen Schmuck aber, in der Form der Säulen, in ihrer ganzen Kleinkunst, wahrscheinlich selbst in ihren Waffen haben sie sich dem Einflusse Kretas untertan gemacht. Kretische Künstler wurden nach Griechenland gerufen, um die Paläste auszumühen, kretische Gefäße und Geräte wurden in Mengen bezogen, und von kretischen Meistern lernten die griechischen Werkleute, die für die Herrscher und überhaupt für die reichen und vornehmen Leute ihres Stammes tätig waren.

Tatsächlich nur für diese! Denn die mykenische Kultur mit all ihrer Schönheit und ihrem Reichtum ist keine, die in die tieferen Schichten des Volkes dringen konnte. Wie schon die Abgeschlossenheit der achäischen Herrscheritze beweist, bestand — auch in der Lebensführung — eine tiefe Kluft zwischen den Fürsten und ihren Vasallen einerseits und dem gewöhnlichen Volke andererseits. In den Schilderungen Homers finden wir ja dieselben Verhältnisse. An wenigen Orten drängte sich Macht und

Besitz zusammen, hierhin floß ein großer Teil alles dessen, was das ganze Land an Gütern und Werten aufbringen konnte; daher blieb das Land selbst zwar arm; die Beherrscher jener Orte aber, wie des „goldreichen“ Mykene, waren imstande, aus fremden Ländern die wertvollsten Kostbarkeiten zu beziehen und Werkmeister sich kommen zu lassen, die teils selbst schufen, teils andere anlernten. Kein anderes Land kam dafür mehr in Betracht als Kreta; schon seiner Lage wegen; dann aber auch deswegen, weil hier ein Volk wohnte, das den Achäern in seiner Kultur um Jahrhunderte voraus war.

Gern würden wir nun wissen, was für ein Volk dies war, welchen Ursprung es hatte, welcher Völkerfamilie es angehörte. Aber wir wissen nicht einmal seinen Namen — wenn wir es nicht einfach nach der Insel selbst benennen wollen. Griechischen Stammes war das kretische Volk — das haben die neueren Forschungen bewiesen — sicher nicht. Man ist gegenwärtig geneigt, es für einen Zweig der kleinasiatischen Karer zu halten; aber mit dieser Einordnung ist nicht viel gewonnen.

Alle diese Fragen könnten gelöst werden, wenn wir nur die Schrift dieses Volkes entziffern und dadurch Einblick in seine Sprache gewinnen könnten. Denn selbstverständlich besaß ein so hochentwickeltes Volk bereits seine Schrift, und in den kretischen Palästen sind viele hunderte kleiner länglicher Tontäfelchen gefunden worden, die mit Schriftzeichen bedeckt sind. Man unterscheidet zwei Systeme, ein älteres, vor 1600,

das deutlich seine Abstammung aus der Bilderschrift verrät, und ein jüngeres, das linearen Charakter zeigt. Aber keines von beiden können wir gegenwärtig lesen; wenn dies einmal gelungen sein wird, dann werden mit einem Schlage tausend Zusammenhänge aufgehell't werden, die jetzt noch im Dunkeln liegen.

Jedenfalls reichen die Anfänge der Kultur des kretischen Volkes weit ins dritte Jahrtausend hinauf. Seine Blütezeit erreichte es zwischen 1800 und 1600. Um 1800 ist wohl der große Palast von Knossos erbaut worden, der, wie es scheint, in späteren Jahrhunderten mehrfache Umbauten erfahren hat. Noch sind die Ausgrabungen in ihm und um ihn nicht beendet.

Die Kreter sind in vielen Punkten die Lehrmeister der Achäer gewesen; aber sie waren ihnen an kriegerischer Tüchtigkeit nicht gleich. Gerade das Volk, dem sie so viel von ihren Kulturerrungenschaften abgegeben hatten, ist ihnen verderblich geworden: wir dürfen annehmen, daß die kretische Macht durch die Achäer gebrochen worden ist, daß die Paläste von Knossos und Phaistos durch sie zerstört wurden.

Genaueres läßt sich hierüber schwerlich aussagen. Sind es doch keine literarischen Zeugnisse, sondern immer nur die bei den Ausgrabungen gemachten Funde, die ihre stumme Sprache reden. Sie geben uns zwar Auskunft über Zustände und Kulturverhältnisse, auch über große Katastrophen, nicht aber über die allmähliche Entwicklung der Taten und über Einzelheiten der Ereignisse. Auch darüber hat

man durch die Grabungen erst ganz allmählich Aufschluß erhalten, wie weit sich der Bereich der mykenischen Kultur überhaupt erstreckte. Weiter jedenfalls, als man noch vor kurzem vermutete. Auf der Akropolis von Athen sind Spuren eines mykenischen Palastes zu Tage getreten, in Menidi in Attika hat man schon 1879 ein noch unberührtes Kuppelgrab aufgedeckt, auf Salamis lassen sich zahlreiche mykenische Grabstätten nachweisen. Bei Volo am Pagaischen Meerbusen wurden wichtige mykenische Funde gemacht und nicht minder an der gegenüberliegenden Seite Griechenlands, auf Kephallenia und auf Leukas, wo Dörpfeld seit einigen Jahren erfolgreiche Ausgrabungen vornimmt. Zahlreiche Spuren mykenischer Kultur treten uns in Böotien entgegen: in Theben sind Reste eines mykenischen Palastes aufgefunden worden, auf einer Insel im Kopaissee hat man eine große mykenische Festung entdeckt, und schon im Altertum berühmt war das „Schatzhaus des Minyas,“ ein großes Kuppelgrab bei Orchomenos. Hier hat auch Schliemann in den achtziger Jahren mehrere Grabungen vorgenommen. In seiner Anlage, selbst in seinen Maßen stimmt dieses Grab fast ganz mit dem des Agamemnon in Mykene überein. Die Decke der viereckigen Grabkammer, die an den Kuppelbau stößt, besteht aus grünlichem Schiefer und ist mit einem besonders schönen Muster verziert, bei dem Streifen aus Doppelspiralen mit eingeschobener Palmbüscheln und Bänder aus Rosetten einander umrahmen. Im kleineren Schliemann-Saale im Museum

für Völkertunde in Berlin ist dieses Muster auf der in Kupfer und Messing getriebenen Decke nachgebildet. Auch andere mykenische Bauten hat man in Orchomenos neuerdings gefunden, und bei ihnen weist namentlich die Beschaffenheit der Bemalung der Wände deutlich auf den Zusammenhang mit Kreta hin.

Am zahlreichsten sind die Spuren mykenischer Kultur jedenfalls im Peloponnes. Besonders berühmt sind neben den argivischen die Funde, die man in Vaphio, dem alten Amyklai südlich von Sparta, in einem Kuppelgrabe gemacht hat. Allbekannt sind zwei von dort stammende goldene Becher, die als Gegenstücke zu einander dienten. Auf dem einen ist das friedliche Zusammensein von Kindern, auf dem anderen der Fang wilder Stiere in erhabener Arbeit dargestellt. Die äußerste Naturwahrheit ist auf beiden Bechern beobachtet; was demjenigen aber, der mit der kretischen Kunst vertraut ist, am meisten auffällt, ist die völlige Übereinstimmung der Gestalten mit solchen auf kretischen Gefäßen und Bildern. Ein dahineilender Stier sieht aus, als sei er in allen Einzelheiten einem Stier auf einer Specksteinvase aus Hagia Triada auf Kreta nachgebildet, und die Menschen, die neben den Kindern sich finden, sind nach ihrer Haltung, ihrer schlanken Taille, ihrem Lendenschurz nicht bloß Nachbildungen von Kretern, sondern eben Kreter selbst, so daß es zweifellos ist, daß diese berühmtesten aller mykenischen Goldgefäße kretische Ware sind.

Nach der Heimat des Nestor, dem „sandigen

Phlos“, hat man im Altertum wie in der Neuzeit oft gesucht. Schliemann hat vergeblich danach in Messenien gegraben. Im Jahre 1907 aber fand Dörpfeld in Triphylien, der südlichsten Landschaft von Elis, mykenische Ansiedlungen, die den Vorstellungen von der Lage und der Beschaffenheit dieses Herrscher-sitzes durchaus entsprechen. Auf einem 60 Meter hohen Hügel, der die fruchtbare Ebene von Kyparissia beherrscht, etwa eine Stunde vom Strande entfernt, entdeckte er einen mykenischen Palast und unterhalb davon drei Kuppelgräber. Sind die Mauern der Gräber auch durch den Unverstand der Bauern der Umgegend, die aus ihnen die Steine zum Bau ihrer Häuser gewannen, fast ganz zerstört, so blieb doch noch genug übrig, um nicht nur den Grundriß, sondern auch andere wichtige Einzelheiten festzustellen; bei dem größten, dem jüngsten von ihnen, hat sich z. B. ergeben, daß der Zusammenschluß der Kuppel nicht durch Überfragung (wie beim Grabe des Agammemnon in Mykene und den übrigen bisher bekannten Kuppelgräbern), sondern durch richtigen Gewölbebau hergestellt war. Schon im Altertum sind die Gräber ausgeraubt worden; trotzdem gelang es durch genaueste Durchsicht der Erdmassen, noch eine Menge von Schmuckgegenständen zu finden. Man fand z. B. Bernsteinschmuck in solcher Menge wie noch nie in einem mykenischen Grabe; selbst der im vierten Schachtgrabe von Mykene gemachte Fund reicht nicht daran heran; wieder handelt es sich, wie die chemische Untersuchung ergab, um baltischen Bernstein. Auch gol-

dene, silberne und elfenbeinerne Schmucksachen wurden gefunden, z. B. eine kleine, sehr naturwahr mit all ihren Warzen nachgebildete goldene Kröte, die als Anhänger diente. In der ganzen Erdmasse fanden sich solche Mengen von Flittergold, daß man annehmen muß, den Toten sei Goldstaub ins Grab geworfen worden, ähnlich wie wir statt der drei Handvoll Erde bisweilen Blumen hinabwerfen. Besonders wichtig waren die Funde an Tonwaren. Kein einziges Gefäß fand man ganz, wohl aber eine Unmenge von Scherben — in einem einzigen Grabe gegen 9000 — aus gelbem Ton mit daraufgemalten Mustern in glänzendem Firnis. In vielen Kisten und Säcken wurden die Scherbenmassen nach Athen gebracht; selbst die Mutigsten zweifelten an der Möglichkeit, sie nach ihren Mustern wieder zusammenzusetzen. Trotzdem unternahm ein deutscher Archäologe diesen mühevollen Versuch, der viele Monate kostete, — und im Frühjahr 1910 konnten im Nationalmuseum in Athen zwölf neue mykenische Vasen, Amphoren, aufgestellt werden, von denen keine weniger als 60 Zentimeter, die größte aber bei einem Umfange von beinahe 2 Metern fast einen Meter hoch ist. Sie sind sämtlich von oben bis unten mit mykenischen Ziermustern bedeckt. Finden sich z. B. bei der größten vorwiegend Wellenlinien und Spiralen, in deren Mitte Sternchen eingefügt sind, so sehen wir die nächstgrößte mit Felsen und Seegewächsen bemalt, zwischen denen Polypen herumschwimmen; auf zwei anderen erkennen wir Palmen mit ihren charakteristischen Blättern und Stäm-

men und zwischen ihnen Ephenblätter, die sich an dünnen Stielen emporranken. Wieder ist die hier unternommene Arbeit und ihr Erfolg ein Beweis dafür, was man gegenwärtig in archäologischer Kleinarbeit leistet.

Allenthalben sehen wir in der Zeit zwischen 1500 und 1100 vor Christo in Griechenland die mykenische Kultur ihren befruchtenden Einfluß ausüben. Kein Stamm konnte sich ihr gänzlich entziehen. Ihre Hauptträger aber sind die achäische Herrschergeschlechter, die damals der griechischen Geschichte das Gepräge verliehen; von allen Mitteln der damaligen Technik unterstützt, geboten sie nicht nur machtvoll in ihrem eigenen Stammesgebiete, sondern unternahmen auch kühne Eroberungszüge nach den Inseln und dem kleinasiatischen Festlande.

Doch auch die Achäer sind nicht unbeseigt geblieben. Um das Jahr 1100 drangen neue kriegerische Stämme von Norden her in Griechenland ein, deren roher Kraft die bisherigen Einwohner nicht gewachsen waren. Auch der Peloponnes wurde ihre Beute. Die Achäer wurden besiegt, ihre Burgen erobert, die Herrschergeschlechter ausgerottet, soweit nicht einzelne in der Fremde sich eine neue Heimat suchten. So erlag die mykenische Kultur den Stürmen der „dorischen Wanderung“.

Aber nicht alles, was die Achäer besessen hatten, ging zugleich mit ihrer Herrschaft zu Grunde. Die riesigen Mauern ihrer Bauten waren unzerstörbar; sie boten — wie die von Tiryns — noch Jahrhunderte

lang späteren Geschlechtern Schutz. Manche Brunkstücke, Waffen wie Gefäße und Geräte, wurden gerettet, wurden von auswandernden Achäern mit in die neue Heimat an der Westküste Kleinasiens genommen und erbten sich hier in den Familien fort; an ihnen fand Jahrhunderte später der Dichter seine Vorbilder, wenn er von Götterhand gefertigte Kunstwerke beschreiben wollte. Und noch etwas anderes und besonders Wichtiges hat sich aus der mykenischen Zeit in spätere Jahrhunderte fortgepflanzt: die Sagen und Lieder des achäischen Volkes. Denn natürlich besaßen die Achäer ihre Heldengesänge; in welchem Teile Griechenlands die eine oder die andere Sage entstanden sein mag, ist gleichgiltig. Ob sie sich in jener Zeit gebildet haben, als die Achäer noch in Thessalien saßen, ob in der späteren, wo ihr Hauptsitz der Peloponnes war: sie waren ein unvergängliches Gut des achäischen Volkes, ein Besitz, der mitwanderte in eine neue Heimat. Zu den festesten Erinnerungen aber gehörte die an jene Wifingersfahrt, die einst die achäischen Fürsten gemeinsam unternommen hatten gegen die ihren Herrscher sitzen in vieler Beziehung so ähnliche Zwingburg am Hellespont. Diese Sage wurde die berühmteste von allen, und viele der anderen, kleineren Sagen wurden allmählich in sie eingefügt, gingen in ihr auf. Sie blieb auch nicht auf den einen Stamm beschränkt, sondern wurde griechisches Gemeingut. Und im neunten Jahrhundert, so dürfen wir annehmen, schuf ein großer Dichter, den man Homer nennt, und dessen Hei-

mat die Gegend von Smyrna war, auf Grund der alten Heldenfage ein unsterbliches Lied vom „Zorne des Achilles“, das wir gewöhnlich als Ilias bezeichnen. Er hat sich bemüht, die Dinge so zu schildern, wie sie in der lange voraus liegenden mykenischen Periode bestanden, ist allerdings nicht immer von den Verhältnissen seiner eigenen Zeit völlig losgekommen, die einfacher waren als die der prunkvollen mykenischen Epoche.

Die jetzt so geläufigen Ausdrücke „mykenische Zeit“, „mykenische Kunst“, „mykenische Kultur“ usw. sind ziemlich jungen Ursprunges. Ihr Geburtsjahr ist das Jahr 1876, in dem Schliemann die Schachtgräber Mykenes entdeckte.

Schliemanns letzte Lebensjahre.

„Ὁ μὲν ὁ ἀνθρώπος οὐ παύεται.“

„Der Mensch, der nicht geschunden wird, der wird auch nicht erzogen.“

So lautet der Sinnspruch, den Goethe dem ersten Teile von „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit“ vorangestellt hat. Wir wissen, wie sehr dieser Spruch für Schliemanns entbehrungs- und arbeitsreiche Jugend zutrifft.

„Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle,“ schrieb Goethe über den zweiten

Teil seiner Lebensbeschreibung, und wieder paßt das Wort auf keinen besser als auf Heinrich Schliemann. Mehr, als er je in seiner Jugend sich hatte träumen lassen, besaß er im reifen Mannesalter an äußeren Gütern, an Reichtum und Ansehen; mehr, als er je hatte hoffen können, hatte er an Leistungen und Arbeitserfolgen aufzuweisen. Die Welt, die zuerst mit bloßer Neugier, selbst mit Mißtrauen und übelwollen auf den geblickt hatte, der mit so stürmischem Eifer die schwersten Aufgaben zu lösen sich erkühnte, erkannte immer klarer die Bedeutung dieses Idealisten, der niemals langsam und bedächtig, oft sogar voreilig, stets aber mit unbeugsamer Tatkraft und einer auch die anderen fortreißenden Begeisterung seine weitgesteckten Ziele verfolgte. Was ihm, namentlich in der ersten Zeit, an wissenschaftlicher Ausbildung und Gelehrsamkeit abging, das ersetzte er durch den richtigen Blick, durch die natürliche Befähigung, unter den vielen möglichen gerade den Punkt zu finden, an dem die Arbeit einsetzen mußte, wenn sie Erfolg haben sollte. Eine solche Naturanlage ist kein Verdienst, und Schliemann hat sie am allerwenigsten bei sich als solches aufgefaßt. Aber nur der Archäologe kann etwas wirklich Hervorragendes leisten, dem solcher Blick, solch unmittelbare Erkenntnis eignet. Dies beweisen vor allem die grundlegenden Leistungen Wilhelm Dörpfelds, bei dem solch natürliche innere Anschauung sich mit der strengsten Sachkenntnis paart.

Etwas Ursprüngliches, jugendlich Frisches wohnte allen Plänen und Unternehmungen Schliemanns inne.

Kein Wunder, daß er namentlich die Jugend mit sich fortriß und diejenigen, die auch noch in reiferem Alter jugendlichen Geist in sich spürten. Ich weiß, wie bei uns Primanern im Anfange der achtziger Jahre der Name Schliemanns in aller Munde war. Daß er auch Behauptungen aufgestellt hatte, die mit streng wissenschaftlicher Forschung nicht in Einklang zu bringen waren, das war uns gleichgiltig, und wir vergaßen es bald, wenn wir davon hörten; aber daß er die Burg am Skamander, daß er die Schätze von Mykene, daß er den Palast von Tiryns wieder ans Tageslicht gebracht hatte, daß wir Homer jetzt mit ganz anderer Anschauung lasen als bisher, das war uns nicht gleichgiltig, dafür mußten wir ihm Dank, deswegen waren wir voller Begeisterung für ihn und seine Arbeit.

Ich erinnere mich noch an einen Vortrag, den Schliemann im Jahre 1884 in Breslau bei einem Anthropologenkongreß hielt. Männer, die im Reiche der Wissenschaft weit angesehener waren als er, sprachen vor und hinter ihm. Aber ihn wollten wir hören, ihn wollten wir sehen. Keinem brachten wir jungen Studenten, keinem die an diesem Tage zahlreich versammelten Schüler höherer Gymnasialklassen von vornherein solche Begeisterung entgegen wie Schliemann. Donnernder Zuruf erhob sich, als der mittelgroße, schmächtige Mann mit den scharfen Zügen die Rednerbühne betrat. Er sprach über einige Einzelheiten seiner Grabungen, die an sich für uns von nur geringem Interesse waren, sprach ohne allen

rednerischen Schmuck, er sprach nicht einmal frei, sondern las jedes Wort seines Vortrages ab. Aber das alles kam für uns nicht inbetracht; nicht um Einzelheiten und Kleinigkeiten kümmerten wir uns, die ganze Persönlichkeit hatte es uns angetan, der Mann selbst, den seine innerste Natur dazu bestimmte, Werte zu schaffen und auf andere zu wirken.

Seinen stehenden Wohnsitz hatte er nach wie vor in Athen. Sein prächtiges Haus in der Universitätsstraße, ein wahrer Palast, gehört noch jetzt zu den Sehenswürdigkeiten dieser Stadt. Außen ist es geschmückt mit Kopieen berühmter antiker Bildwerke, innen bewundern wir die prächtigen Mosaikfußböden mit Abbildungen von trojanischen Gefäßen und Geräten und die schönen Wandfrieße, in denen griechische Landschaften und Bilder aus der Heldenjage dargestellt sind. Hier trieb Schliemann seine wissenschaftlichen Studien, hier verarbeitete er die Ergebnisse seiner Grabungen und bereitete neue vor. Hier empfing er mit echter Gastfreundschaft all die vielen, die Athen nicht verlassen wollten, ohne ihn kennen gelernt zu haben.

Auch größere Reisen hat der Unermüdlche in seinen letzten Lebensjahren noch unternommen; 1886 wie 1887 bereiste er im Winter Ägypten, und wieder einmal floß bei dieser Gelegenheit dem Museum für Völkerkunde in Berlin eine reiche Schenkung zu an uralten Gefäßen und ägyptischen Stoffen und Stickerien.

Die letzte Grabung, die er unternommen hat,

war wieder in Troja; sie dauerte von März bis Juli 1890. In dem nach seinem Tode veröffentlichten, von ihm selbst aber noch geschriebenen Berichte kündigte er an, daß die Arbeiten im März 1891 „mit aller Energie“ fortgesetzt werden würden. Der Achtundsechzigjährige fühlte ja noch volle Arbeitskraft in sich. Seinen von Natur schwächlichen Körper hatte er zielbewußt gestählt. Jeden Morgen ritt er von Athen Sommer und Winter nach Phaleron, um zu baden. Nur sichere und ausdauernde Reiter vermochten ihm zu Pferde zu folgen.

Ein akutes Leiden — Knochenauswüchse in beiden Gehörgängen — nötigte ihn im Herbst 1890 nach Halle zu fahren, um sich einer Operation zu unterziehen. Der ärztliche Eingriff gelang, aber Schliemann hatte nicht Geduld genug, um eine lange Nachkur zu ertragen. Da er sich völlig hergestellt glaubte, reiste er vorschnell ab. Am 12. Dezember war er in Leipzig bei seinem Verleger Brockhaus, am darauffolgenden Tage in Berlin, um die Neuaufstellung seiner Sammlung zu besichtigen, am 15. bereits in Paris. Auch hier blieb er nur wenige Tage, dann reiste er, erneuter Schmerzen nicht achtend, nach Neapel, um die neuen Erwerbungen des dortigen Museums kennen zu lernen. Hier warf ihn die Krankheit aufs Lager; am 26. Dezember starb er an Gehirnentzündung.

Am 4. Januar fand in Athen seine feierliche Beisetzung statt. Unendlich war die Beteiligung nicht nur der Deutschen, nicht nur der Männer der Wissen-

schaft, sondern aller Kreise der Bevölkerung, die zu ihm emporblickten als zu dem Manne, dem sie die Auferstehung ihrer ältesten Kulturdenkmäler verdankten. Der König und die Königin von Griechenland, die Prinzen, das gesamte diplomatische Korps, alle Minister erschienen, um dem aus so kleinen Anfängen Hervorgegangenen die letzte Ehre zu erweisen.

An der Außenseite des griechisch-katholischen Friedhofes in Athen sind, die Front nach der Straße gekehrt, fünf Ehrengräber errichtet. Hier sind Männer bestattet, die sich um Griechenland besonders verdient gemacht haben; ihre Grabmäler, meist in Tempelgestalt gebaut, sind in edelstem Material und in den feinsten Formen antiker Baukunst ausgeführt. Das mittellste von ihnen birgt den Leichnam des Protestanten Heinrich Schliemann.

Der untere Teil, aus gewaltigen, an der Oberfläche rauhen und vorspringenden bläulichen Quadern errichtet, ist die eigentliche Grabkammer; im Schatten der über die Front herausragenden marmornen Pfosten liegt die mächtige bronzene, mit mykenischen Mustern verzierte Tür. Die ganze gewaltige Energie Schliemanns scheint in diesem Unterbau ihren Ausdruck gefunden zu haben. Sein Schönheitssinn wird versinnbildlicht durch den darüber in strahlend weißem Marmor errichteten Tempelbau. Als Mittelglied dient ein Sockel mit einem hohen Fries, darauf folgt der eigentliche Tempel, ein dorischer Amphiprosthlos mit vier Säulen in jeder Front. Kräftige, kannelierte Säulen mit Wulstka-
pi-

tellen tragen den Architrav und den Triglyphenfries; die Metopen zeigen auf goldenem Grunde in Marmor dargestellte trojanische Gefäße und Geräte. Reich skulpiert ist der Fries unter dem eigentlichen Tempel; auf der vorderen Seite ist der Bau lyklopischer Mauern dargestellt, auf zwei anderen Szenen aus der Ilias und Odyssee, auf der vierten solche aus den Ausgrabungen Schliemanns. Vor den beiden mittelsten der vorderen Säulen steht die marmorne Kolossalbüste des Bestatteten, und am Architrav prangt die Inschrift

ΣΧΛΙΕΜΑΝΝΩΙ ΗΡΩΙ

d. i. „Dem Heros Schliemann.“

Auf die Bedeutung, die das Wort Heros, auf einen Toten angewandt, in den verschiedenen Perioden des griechischen Altertums gehabt hat, haben wir hier nicht einzugehen. Wir fassen diesen Ehrentamen in dem Sinne auf, den wir in unserem deutschen Sprachgebrauch mit dem Worte verbinden, indem wir als Heroen den bezeichnen, der mehr war und mehr geleistet hat als andere Sterbliche. Etwas Heroisches liegt in der Tatkraft, mit der Schliemann die Fesseln der engen Verhältnisse sprengte und sich emporrang, etwas Heroisches in dem kühnen Mute, mit dem er an seine Arbeiten ging und alle Schwierigkeiten bewältigte. Einen Heros wird er gleichen auch in der Unvergänglichkeit seines Namens und dem bleibenden Werte seiner Lebensarbeit.



Verzeichnis der Abbildungen.

Seite

Heinrich Schliemann. Porträt nach Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen.	Titelbild
Troja mit der Skamanderebene. (Nach Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen.)	80—81
Schematischer Durchschnitt durch den Hügel Hisarlik. Plan der II. und VI. Ansiedlung von Troja. (Nach Luedenbach, Geschichte I.)	96
Hügel Hisarlik von Nordosten. (Photogr. des Athen. Instituts.)	96—97
Schliemanns Gattin mit trojanischem Goldschmuck. (Nach Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen.)	112—113
Kuppelgrab, Grundriß und Durchschnitt. (Nach Luedenbach, Geschichte I.)	125
Gräberbund in Mykene. (Photogr. d. Athen. Instituts.)	128—129
Aus den Schachtgräbern Mykenes.	130—131
Mykenische Tongefäße — rechts eine Malabastervase. (Photogr. d. Athen. Instituts.)	132—133
Gang in der lyklopiischen Burgmauer von Tiryns. (Photogr. d. Athen. Instituts.)	156—157
Palast von Tiryns. Vogelschau, Rekonstr. (Nach Luedenbach, Geschichte I.)	160—161
Vorratskammern in Knossos. (Photogr. d. Athen. Instituts.)	170—171
Sog. Thron des Minos in Knossos. (Photogr. d. Athen. Instituts.)	172—173
Kretische Säulen in Knossos. (Photogr. d. Athen. Instituts.)	176—177
Mykenische und kretische Funde. Nach dem Katalog der Württembergischen Metallwarenfabrik.	
1. Goldene Totenmaske aus Mykene. 2. Goldenes Frauen-Diadem aus Mykene. 3.—4. Mykenische Dacklingen. 5. Silberner Becher mit Goldeinlage aus Mykene. 6. Sogenannter Nestorbecher. 7.—8. Goldbecher aus Mykene. 9. Goldbecher aus Vaphio. 10—11. Specksteinbecher aus Hagia Triada auf Kreta.	Schluß des Bandes.
Schliemanns Grabmal. (Nach Photogr.)	Deckelbild

Im gleichen Verlage gelangt zur Ausgabe:

Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften

≡≡≡ für die deutsche Jugend ≡≡≡

begründet und herausgegeben von Hans Vollmer

 **Bisheriger Absatz** 
über 200 000 Bändchen

Die durch viele Anerkennungsschreiben von Ministerien, Lehranstalten und hervorragenden Pädagogen ausgezeichnete Sammlung hat sich seit ihrem Bestehen durch den belehrenden, dabei interessanten Inhalt ihrer reich ausgestatteten Bändchen bei billigsten Preisen einen festen Platz in der Jugendliteratur errungen. Als geeignetes Kampfmittel gegen die Schmutz- und Schundliteratur wird sie von den Jugendschriften-Prüfungs-Ausschüssen auf das wärmste empfohlen. Nachstehendes Verzeichnis unterrichtet über den Inhalt der Bändchen.

Wenn Vollmer von der Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften sagt, daß sie für die deutsche Jugend herausgegeben werden, so ist das sicher recht bescheiden, denn der Inhalt steht auf weit höherem Niveau als die allgemeine Jugendliteratur.

(New Yorker Staatszeitung.)

**Reich illustrierte Prospekte stehen jederzeit
kostenlos und portofrei zur Verfügung**

Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend.

Bd. 1. Otto C. Ehlers, Samoa, die Perle der Südsee, mit 5 Bild. u. 1 Karte, 6. Aufl., mit erweitertem Nachwort: Samoa unter deutscher Herrschaft. 89 S. Preis elegant gebunden Mk. 1.25.

Bd. 2. Otto C. Ehlers, Im Osten Asiens, mit 8 Bild. u. 2 Karten, 6. Aufl. mit erweitertem Nachwort: Das Kiautschou-Gebiet u. die Chinamirren. 176 S. Preis eleg. geb. Mk. 1.50.

Beide Bändchen sind vorzügliche Auszüge aus den gleichnamigen Werken des leider so jung durch Mörderhand dahingestreckten Weltreisenden Otto C. Ehlers und verdienen die wärmste Empfehlung. Die Leiter von Schülerbibliotheken seien nachdrücklich darauf hingewiesen. — Die Ausstattung der Bücher ist eine sehr gute und auch die beigegebenen Illustrationen sind sehr schön.

(Pädagog. Jahressberichte, Band 53.)

Bd. 3/4. Hans Vollmer, Der deutsch-franz. Krieg 1870/71. Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern u. nachgelassenen Aufzeichn. von Augenzeugen beider Parteien dargestellt.

I. Teil: Der Krieg mit dem Kaisertum. Mit 4 Karten. 183 Seiten. 4. Auflage. Preis elegant gebunden Mk. 1.50.

II. Teil: Der Krieg mit der Republik. Mit 6 Karten. 280 Seiten. 3. Auflage. Preis elegant gebunden Mk. 2.—.

Les histoires de la guerre 1870 sont innombrables, je n'en connais pas de plus intéressante que celle qu'a récemment publiée un professeur de Hambourg H. Vollmer.

Son oeuvre y gagne non seulement en intérêt, mais encore en objectivité, elle prend un caractère d'impartialité et de justice, qu'on ne saurait trop louer, surtout si l'on songe qu'elle s'adresse avant tout aux jeunes gens des écoles allemandes. . . Nous ne saurions assez recommander ces deux volumes aux jeunes Français à qui la méthode nouvelle va bientôt sans doute procurer les joies de la lecture courante des textes étrangers. H. Loiseau. (Revue des Langues vivantes.)

Bd. 5/6 Wilhelm Capelle, Die Befreiungskriege 1813

bis 1815. Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern u. nachgelassenen Aufzeichn. von Augenzeugen beider Parteien dargestellt.

I. Teil: Bis zur Schlacht bei Wartenburg. Mit 7 Abbild. u. 4 Karten. 200 S. 4. erweiterte Aufl. Preis eleg. geb. Mk. 1.75.

II. Teil: Von Leipzig bis zum Pariser Frieden. Mit 7 Abbild. u. 6 Kart. . 199 S. 4. erweiterte Aufl. Preis eleg. geb. Mk. 1.75

Es war ein glücklicher Gedanke, die Schilderung der Kriege hauptsächlich in quellenmäßigen Berichten Aufzeichnungen von Augenzeugen der verschiedensten, an den Begebenheiten irgendwie beteiligten Kreise, deutschen wie französischen, zu geben. Dadurch ist eine Unmittelbarkeit der Darstellung erreicht, die auf keine andere Weise hätte erzielt werden können und die das Interesse des Lesers bis zur letzten Seite hin wach erhält. Die Bilder sind für die Jugend sehr zu empfehlen; aber auch der gebildete Erwachsene wird sie mit Genuß und Gewinn lesen.

(Der deutsche Schulmann.)

Bd. 7/8. Otto C. Ehlers, Im Sattel durch Indo China.

1. Band, mit 10 Bildern und einer Karte 172 Seiten.

2., völlig neu bearb. Aufl. Preis eleg. gebunden Mk. 1.25.

2. Bd., mit 8 Abb. 131 S. 2. Aufl. Eleg. geb. M. 1.25

Ehlers ist ein Meister in seinen Reisebeschreibungen. Wir sehen die Schönheiten der Landschaften und lernen das Leben und Treiben der Bewohner kennen. Alles atmet frisches Leben, nirgends finden sich trodene Schilderungen. Das Buch ist für Schüler und Bibliotheken sehr zu empfehlen.

(Sächsisch) Schulzeitung.)

Bd. 9. W. Holzgraefe, Der Deutsche Ritterorden, mit

1 Titelbild u. 1 Karte. 198 S. 2. Aufl. Eleg. geb. M. 1.75.

Eine ganz vortreffliche Einführung in das Verständnis des Ordensstaates. In angenehmer, den jugendlichen Geist fesselnder Darstellung hat der Verfasser hier den sehr glücklichen Versuch gemacht unter Fortlassung alles beschwerenden Ballastes die auf uns gekommenen Traditionen in einem licht- und farbenreichen Bilde auf den Leser einwirken zu lassen.

(Königsberger Allg. Zeitung.)

Bd. 10. Karl Dove, Südwest-Afrika, mit 8 Abbild. und

einer Karte. 177 S. 4. Aufl. Preis eleg. gebund. M. 1.50.

In der trefflichen „Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend“ ist nun auch ein Werk über „Südwestafrika“, die zurzeit am meisten genannte Kolonie, erschienen. Das mit acht Illustrationen und einer Karte versehene Buch schließt sich den schon erschienenen Bänden der Sammlung würdig an. Zu den besten Mitteln, das Interesse des Volkes für unsere Kolonien zu heben, gehört wohl die Verbreitung von Jugendbüchern, die ein interessantes Bild von Land und Leuten in unseren Schutzgebieten geben. Das vorliegende Buch wird gewiß die Aufgabe erfüllen, seine jugendlichen Leser zu unterhalten und zu belehren.

(Tägl. Rundschau.)

Bd. 11. Georg Viedenkapp, Aus Deutschlands Urzeit.

Nach Funden u. Denkmälern mit 1 Titelb. u. 4 Taf. 172 S.

2., vermehrte u. verbesserte Auflage. Eleg. geb. M. 1.50.

Der Verfasser erzählt uns von den germanischen Pfahlbauten der Stein- und Bronzezeit. Er führt uns in die Ansiedelung auf dem Michaelsberg bei Untergrumbach, in die Grubenfelder bei Worms und an andere merkwürdige Stätten der grauen Vorzeit. Die Ergebnisse der neueren Forschungen sind vom Verfasser gewissenhaft berücksichtigt, das Ganze so recht geeignet, in unserer Jugend den Sinn und die Liebe für die deutsche Vergangenheit zu wecken und zu stärken.

(Deutsche Tageszeitung.)

Bd. 12. M. Trinius, Streifzüge durchs Thüring. Land.

Mit 1 Titelb. u. 1 Karte, 2., erw. Aufl. 182 S. Eleg. geb. M. 1.50.

Wir begrüßen es freudig, daß auch M. Trinius seine Feder in den Dienst der Sammlung gestellt hat. Wer unter den Lebenden versteht es wohl besser als er, die Herrlichkeit und Pracht der Landschaften Deutschlands zu skizzieren? Die Art, wie er unsere heimischen Gefilde durchwandert, deren Schönheiten auf sich einwirken läßt, das Wissenswerte aus Geschichte, Naturgeschichte, Literatur und Sage zu einem abgerundeten Bilde verschmilzt, alles aber in dem Lichte der Poesie verklären läßt, hat geradezu etwas Bezauberndes.

(Preussische Lehrerzeitung.)

Bd. 13. Wolfgang Meyer, Friedrich Ludwig Zahn.

Mit einem Titelbilde. 173 S. 2. Aufl. Preis eleg. geb. M. 1.50

In der „Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend“ ist jetzt auch ein Büchlein über F. L. Zahn erschienen, das als Jugendlektüre auf das wärmste empfohlen werden kann. Neben der großen stoffreichen Darstellung Eulers und der von tieferem Geist durchwehten Biographie von Schultze darf das vorliegende Buch in keiner Turnvereinsbibliothek fehlen. Die sichere Beschränkung auf die wichtigsten Abschnitte aus dem Leben des Turnvaters, die klare, volkstümliche, leichte und flüssige Schreibweise machen das Buch besonders geeignet zu Geschenken für unsere Jugend, die turnerische sowohl als auch die Schuljugend.

(Östliche Turnztg. Leipzig.)

Bd. 14/15. Hermann Meyer, Die Kriege Friedrichs des Großen. Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern u. nachträglichen Aufzeichnung. von Augenzeugen beider Parteien dargestellt.

1. Teil. Die beiden schles. Kriege. Mit 3 Karten. 200 S. geb. M. 1.50

2. Teil. Der siebenjähr. Krieg. Mit 2 Karten. 264 S. geb. M. 2.—

... Das Buch gehört zu den Jugendschriften, die frisch und musterpflichtig in der Form belehrender Natur und wahrheitsgetreuen Inhalts die Kraft in sich tragen, das Denken und Fühlen der Jugend zu veredeln und ihre Kenntnis von Welt und Menschen zu bereichern. Es sei hiermit für die reifere Jugend, besonders für Knaben und Jünglinge, warm empfohlen.

(Preuß. Lehrerzeitung.)

Bd. 16. Hans von Koenigsmarck, Japan u. die Japaner.

Mit 8 Abb. u. 1 Karte. 2. im Anhang: Der russisch-japanische Krieg, erweitert. Aufl. 180 S. Eleg. geb. Mk. 1.75.

Der heldenmütige Kampf Japans gegen Rußland hat in unserem Vaterlande, auch in der Jugend, ein lebhaftes Interesse an dem tapferen Inselvolk, erweckt. Daher wird dieser Band mit großer Freude begrüßt werden. Sein Verfasser hat längere Zeit in Japan als Mitglied der deutschen Gesandtschaft gewohnt. In vorliegendem Buch hat der Bearbeiter mit sachkundiger Hand alles die Jugend interessierende zusammengefaßt, ohne dadurch dem Wert selbst Kriegen anzutun oder in einen trockenen Ton zu verfallen. Ein Anhang bringt kurz und fesselnd die Geschichte des russisch-japanischen Krieges.

(Preussische Schulzeitung.)

Bd. 17. Reinhold von Werner, Erinnerungen u. Bilder aus dem Seeleben. 182 Seiten. 4. Auflage. Mit einem Titelbilde. Preis elegant gebunden Mk. 1.75.

Eine gebiegene Jugendskizze bietet diese kleine Auswahl aus den Schriften des Vizeadmirals a. D. R. von Werner. Das sind keine hitzigen Abenteuer, die dieser erste Mann der Jugend mitzuteilen hat. Selbstgeschautes und Selbsterlebtes selbstverständlich dargestellt, schlicht und vornehm, ohne alles Faschen nach Brodour und Weisheit. Auch als Persönlichkeit kann der Witzjährige der Jugend als Beispiel dienen.

(Frankf. Stg.)

Bd. 18. Georg Wegener, Nach Martinique. Mit 8 Abb. und 2 Karten. 96 Seiten. Preis eleg. gebunden Mk. 1.50.

Ganz vorzüglich ist auch G. Wegeners Buch „Nach Martinique“. Wir haben vor einem Jahre Wegeners prachtvolle Beschreibung einer „Reisen ins westindische Mittelmeer“ im Feuilleton des „Bund“ ausführlich besprochen. Von diesem vortrefflichen Reiseumwerk ist die Jugendschrift „Nach Martinique“ ein geschickt ausgewählter Auszug.

(Werner Bund.)

Bd. 19. Siegf. Genthe, Marokko. Reisebilder.

Mit 9 Abbild. u. 1 Karte. 193 S. Preis eleg. geb. Mk. 1.75.

Dieses Buch, ein Auszug aus dem in wissenschaftlichen Kreisen hochgeschätzten Werte des von Märderhand so früh dahingerafften Weltreisenden, ist mit einem so feinen Verständnis gerade für die Jugend ausgearbeitet, daß ich, auf jede weitere Bemerkung verzichtend, nur den Wunsch äußern kann, daß es in jenen Kreisen Eingang finden möge, für die es bestimmt und geschrieben ist.

(Tägliche Rundschau.)

Bd. 20. Luz Korodi, Siebenbürgen. Land und Leute.

Mit 14 Abbild. u. 1 Karte. 189 S. Preis eleg. geb. Mk. 1.75.

Ein köstliches Büchlein, in dem Belesenheit, eigene Erfahrung und Darstellungskraft einen erfolgreichen Dreieund geschlossen haben. Der Gelehrsamkeit des Autors hält ein angenehmes Erzählertalent, das mit hundert Anekdoten die Volkscharaktere zu beleuchten weiß, die Wage.

(Der Tag.)

Bd. 21. M. Wilh. Meyer, Die Entstehung der Erde.
Mit 2 Abbildungen. 159 S. Preis eleg. gebund. Mk. 1.50.

Bd. 22. M. Wilh. Meyer, Weltkatastrophen. Betrachtungen über die zukünftigen Schicksale unserer Erdenwelt. 93 Seiten Preis eleg. gebunden Mk. 1.50.

Der in weiten Kreisen bekannte Verfasser versteht es in vorzüglicher Weise, den Leser von der ersten bis zur letzten Seite zu fesseln. Das liegt nicht allein an dem allgemein interessierenden Inhalte, der über Werden und Vergehen der Erde und die damit zusammenhängenden Probleme aufzuklären sucht, sondern auch an der vorzüglichen, populären Darstellung des Inhalts. Nicht nur einem fach- und fachkundigen Führer vertraut man sich in diesen kleinen Schriften an, sondern auch einem Führer, der es meisterhaft versteht, den schwierigen Weg zum Verständnis des Gebotenen zu ebnen und dafür zu sorgen, daß auch schwerere Kapitel verstanden werden.

(Der Lehrmittel-Sammler, Halle a. S.)

Bd. 23. Karl Fuchs, Ritterburgen u. ritterliches Leben in Deutschland. Mit 16 Abb. 167 S. Preis eleg. geb. Mk. 1.75.

Der Verfasser hat es unternommen, unserer Jugend in einem übersichtlichen Bilde das ritterliche Leben und besonders das Leben auf den Ritterburgen auf Grund umfassender wissenschaftlicher Arbeiten und reichen Quellenmaterials in fesselnder Weise darzustellen. Dem jugendlichen Leser wird dabei in verständlicher Form ein Gesamtbild des ritterlichen Zeitalters und seines Lebens in kleinem Rahmen vor Augen geführt.

(Hoff. Btg.)

Bd. 24. Franz Henkel, Der Kampf um Südwestafrika.
Mit 11 Abbild. u. 1 Karte 182 S. Preis eleg. geb. Mk. 1.75.

Ein Kenner von Südafrika (der Verfasser hat den Burenkrieg mitgemacht) gibt hier auf Grund der bisher erschienenen Vorstellungen und noch nicht gedruckter Briefe eine Schilderung der Kämpfe in Deutsch-Südwest-Afrika. Ausgesprochenen Zweck des Buches ist, Interesse und Begeisterung für die Kolonien, insbesondere für Südwest, in der deutschen Jugend zu erwecken, sie hinzuweisen auf die großen Aufgaben, die ihrer dort harren.

(Westpr. Schulzeitung.)

Bd. 25/26. Johannes Dieke, Griechische Sagen. 1. Bd.
213 S. Mit 3 Abbild. Preis elegant gebunden Mk. 1.75.
2. Band. 269 S. Mit 2 Abbild. Preis eleg. geb. Mk. 2.—.

Das vorliegende Buch „Griechische Sagen“ (2 Bände) wird unsere Knaben gewiß fesseln. Die Darstellung ist einfach und daher leicht verständlich; sie vermeidet bei aller Kürze sehr glücklich den Ton langweiliger Erzählung. Den einzelnen Abschnitten sind Anhänge über Sagen Geschichte und dichterische Quellen für reifere Leser beigelegt. Als Leser sind in erster Reihe wohl Schüler höherer Schulen gedacht, wo das Buch sich zur Einführung empfiehlt. Aber auch Schüler der Oberklassen unserer Volksschulen und Fortbildungsschüler werden das Buch mit reichem Nutzen lesen.

(Preussische Schulzeitung.)

Bd. 27. Wilhelm Ballentin, Streifzüge durch Pampa und Anden Argentiniens. Mit 12 Illustrationen u. 1 Karte. 135 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 1.50.

Es ist ein Werk, das der Verf. in seiner gewohnten Art frisch und flott mit einer gewissen Begeisterung für alles Schöne geschrieben hat; wegen seines belehrenden Inhalts ist es ein Buch von kraftvoller Wirkung, an dem die deutsche Jugend u. die Erwachsenen ihre helle Freude haben werden.

(Pos. Btg.)

Bd. 28. Frz. M. Feldhaus, Luftfahrten einst und jetzt.

Mit 44 Abb. dar. 14 Bildertfln. 160 S. Preis eleg. geb. Mk. 2.—.

Wer würde nicht gerne zu einem so schmucken und fesselnd geschriebenen Bändchen greifen! Das Buch ist mit seinen 44 Bildern eine lebende, außerordentlich belehrende und anregende Einführung in das Gebiet der Aeronautik; durch den bildlichen Schmuck ist die flotte Darstellung sehr stark unterstützt und ermöglicht Vergleiche. Das Werk kann daher sowohl der heranwachsenden Jugend wie den Erwachsenen bestens empfohlen werden.

(Danziger Neueste Nachrichten.)

Bd. 29. Bernhard Rogge, Kaiserbuch (Wilhelm I.).

Neu bearb. von Heinrich Reuß. 133 S. Geb. Mk. 1.—.

Eine solche Ansaaar nationaler Begeisterung in die Herzen unserer Jugend ist in unsern Tagen besonders angebracht. Das Bändchen, das in seiner früheren Gestalt in über 200000 Exemplaren verbreitet war, wurde im Buchhandel längst vermisst. Nun sind zu der frischen, unmittelbaren, aus eigenem Miterleben warm sprudelnden Erzählung des Hofpredigers a. D. D. Rogge, der bei der Kaiserproklamation zu Versailles die Weisrede hielt, in der die neue Memoirliteratur benutzenden Bearbeitung von Reuß besonders eine Reihe von quellenmäßigen Mitteilungen hinzugekommen, wogegen die alten primitiven Illustrationen fortfielen.

(Tägliche Rundschau.)

Bd. 30. Willy Scheel, Bilder aus Deutsch-Ostafrika.

Mit 9 Illustr. u. 1 Karte. 133 S. Preis eleg. geb. Mk. 1.50.

Das Buch bietet ein lebendiges Bild des Landes und Volkes, seiner Erwerbung und Kolonisierung, das zu unseren wertvollsten ausländischen Besitzungen gehört. Der Verfasser hat durch seine vortreffliche Art zu schreiben den Zweck in bester Weise erreicht. Unter treuer Benützung der vorhandenen Literatur zeichnet er die wirklichen Verhältnisse dort und kommt zu dem Schluss, daß wir der stetigen gesunden Entwicklung des Schutzgebietes mit freudigem Herzen und voll Vertrauen entgegen sehen können. Das Buch verdient weiteste Verbreitung.

(Preuß. Schulzeitung.)

Bd. 31. Hermann Löns, Was da krecht und flucht.

Ein Tierbuch. Mit 9 Abb. 151 S. 2. Aufl. Eleg. geb. Mk. 1.75.

Um die Jugend und den Laien in der Naturwissenschaft zum Verständnis zu bringen nützen beschreibende Werke wenig, da sie nicht unmittelbar wirken. Diese Wirkung kann nur eine solche Form der Darstellung hervorbringen, durch die nicht der Verstand, sondern das Gefühlsleben des Lesers getroffen wird, also durch eine erzählende Darstellung, die den Leser das Dargestellte mitzuerleben zwingt. Diese Form hat Hermann Löns in dem Bändchen „Was da krecht und flucht“ gewählt, das eine Reihe von Tiergeschichten bietet, in denen Tierindividuen und Lebensgemeinschaften von Tieren in landschaftl. Umrahmung handelnd vorgeführt werden. Das köstlich geschriebene Buch sei bestens empfohlen.

(Hamburger Nachr.)

Bd. 32/33. Otto C. Ehlers, An indischen Fürstenhöfen.

1. Bd. Mit 8 Abb. u. 1 Karte. 169 S. Preis eleg. geb. Mk. 1.75.

2. Bd. Mit 6 Abb. 155 S. Preis elegant geb. Mk. 1.75.

Das Werk eignet sich besonders für die Jugend, weil es reich ist an spannenden Momenten, die die Schilderung von Tiger- und Elefantenjagen ergeben, an phantasiereichen Darstellungen der Pracht indischer Bauten u. a. m. Der glückselig angeschlagene Plauderton ist natürlich und ohne künstliche Ausschmückung. Eine Karte und 14 Illustrationen vervollständigen den belehrenden Inhalt.

(Kölnische Volkszeitung.)

Bd. 34. H. Gerstenberg, An Elm u. Saale, Sommerfahrten durch klassische Stätten.

Mit 13 Abbildungen. 149 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 1.75.

Ein sinniges Bändchen aus der von Hans Voßmer herausgegebenen Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften! Das Thüringer Land mit seinen klassischen Stätten, seiner reichen Geschichte und Sage, seinen herrlichen Wäldern und Tälern, wo Geist und Körper sich in gleichem Maße laben können, wird uns in neun, sehr anregend geschriebenen, von Dichtersprüchen durchwobenen Kapiteln vorgeführt, in denen Abbildungen geschmackvoller Art unsere Anschauung beleben und unsere Erinnerung festigen. Gerstenberg hat es verstanden, so zu sprechen, wie es der Jugend angemessen ist. Aber auch wir Alten können ihn getroßt zum Führer nehmen. Das Buch ist in all seinen Kapiteln geeignet, den Wandertrieb zu erregen. Es wird sich bewähren, wenn man es nach Jena und Weimar zum Geleite nimmt. (Monatsschrift f. höh. Schulen 1911. Geheimrat A. Matthias.)

Bd. 35. C. Renendorff, Turnen, Spiel und Sport für deutsche Knaben. Mit 11 Abb. 143 S. Eleg. geb. Mk. 1 75.

Jeder, der sich freut über den frischen Zug, der heute durch die deutsche Jugend geht, der nicht mit griesgrämigem Pessimismus sondern mit frohen Hoffnungen beobachtet, wie die Freude an körperlicher Betätigung, am Wandern, Turnen, Spiel und Sport die jungen Herzen schwellt, muß das oben angeführte Buch mit Freude begrüßen. In dem Verfasser lernt die Jugend einen Mann kennen mit echtem Idealismus, mit warmer Liebe zur deutschen Jugend, frischer, mitreißender Pädagogik und vor allem auch mit gründlicher historischer und praktischer Sachkenntnis. Das Buch packt und hält in Spannung von der ersten bis zur letzten Seite . . .

(Körper u. Geist XX, Nr. 13.)

Bd. 36. Reinhold von Werner, Auf fernem Meeren. 151 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 1.75.

Die Freude am Salzwasser ruft der so oft als prächtiger Schilderer des Seelens bewährte Vizeadmiral a. D. Reinhold von Werner in seinem Buche wieder wach: Das Werner den Leser bis zur letzten Zeile in Spannung zu versetzen weiß, bedarf keiner Erwähnung. (Hamburger Nachrichten.)

Bd. 37/38. C. Sadée, Römer und Germanen.

1. Bd. 113—44 v. Chr. 157 S. Mit 16 Abb. u. 8 Karten. Eleg. geb. Mk. 2.—. 2. Bd. 44 v. Chr. bis 17 n. Chr. 221 S. Mit 60 Abbildungen und 12 Karten. Eleg. geb. Mk. 2.—

Wer selbst ein Freund quellenmäßiger Geschichtsdarstellung ist oder in andern den Sinn für die vaterländische Geschichte wecken und beleben möchte, der gehe an diesem ganz ausgezeichneten Geschichtsbuche nicht vorbei, mit dem ein wirklicher Kenner der literarischen Quellen wie der schier unübersehbaren Arbeiten der neueren Altertumsforschung die Jugend- und Geschenkliteratur bereichert hat. Es ist ein geradezu ideales Jugendbuch, fesselnd geschrieben und von so solidem wissenschaftlichen Gehalte, daß nicht nur Primaner und Besucherinnen der Studienanstalten, für die es in erster Linie bestimmt ist, sondern auch Lehrer und Fachgelehrte Genuß und Gewinn davon haben werden. Die beiden vorliegenden, mit instruktiven Abbildungen und wertvollem Kartenmaterial überreich ausgestatteten Bändchen reichen bis zur Zeit des Kaisers Tiberius. (Christliche Freiheit.)

Bd. 29/40. G. Viedenkapp. Die Entwicklung unserer Verkehrsmittel. 1. Teil: Dampf. 160 S. Eleg. geb. Mk. 1.50. 2. Teil: Elektrizität u. Presse. 160 S. Preis eleg. geb. Mk. 1.50.

Diese beiden Bändchen geben in frischer Sprache eine Uebersicht über die Entwicklung der Verkehrsmittel, zu denen der Verfasser mit Recht das Geld und den Buchdruck rechnet. Viedenkapps Darstellung gewinnt an Reiz dadurch, daß er der Jugend nicht nur die Erfindungen selbst vor Augen stellt, sondern ihr auch über Lebensschicksale der Erfinder Aufschluß gibt. Die beiden Bände können der Jugend zur belehrenden und unterhaltenden Lektüre warm empfohlen werden.

(Dreslauer Morgenzeitung.)

Bd. 41. H. Schomburg, Auf Schneeschuhen und zu Fuß durchs Sauerland. 108 Seiten. Mit 12 Abb. nach Originalaufnahmen u. 1 Karte. Elegant gebunden Mk. 1.50.

Die von jeher geübten und beliebten Schülerfahrten beginnen jetzt wieder allmählich, aufgerüttelt von dem immer lauter werdenden Streben der Pädagogen nach Aufenthalt und Betätigung draußen, zu ihrem alten Recht zu kommen, ja darüber hinaus sogar mit allen Mitteln des neuzeitlichen Sports. Das Schrifttum bemächtigt sich schon dieser neuen Bewegung. In der Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften erscheint eine Reihe von Bändchen, in denen die Leiter von Schülerfahrten im Rahmen der eigenen Erfahrungen die durchstreiften Gegenden schildern. Spielend werden dabei neue Kenntnisse in allem Möglichen vermittelt. Geschichte, Sage, Bodengestaltung, Gesteinskunde, naturkundliche Fragen, selbst Volks- und Wirtschaftslehre werden durch anschauliche Einzelheiten an Ort und Stelle, wo sich gerade Gelegenheit aufbrängt, gestreift. Alle lehrhaften Absichten mit dem iiblen Beigeschmack fallen weg. Auf solche Weise soll diese „erwanderte Heimatkunde“ dem deutschen Knaben und Mädchen das ganze Vaterland erschließen und zu eigenem Wandern in der Heimat anspornen. Wie weit diese löbliche Absicht erfüllt werden kann, davon legt Schomburgs Bildsein Zeugnis ab. Mit Zaubern beginnt man zu lesen, abgeschreckt von ähnlichen Unschriften aus früherer Zeit; bald ist man aber überzeugt, man hat hier ganz etwas Neues in Inhalt und Form.

(Schulische Zeitung.)

**Bd. 42/43. Johannes Dieke, Deutsche und nor-
dische Sagen. Bd. 1. Mit 3 Abb. 150 S. Eleg. geb.
Mk. 1.75, Bd. 2. Mit 3 Abb. 150 S. Eleg. geb. Mk. 1.75.**

Der 1. Band bringt zunächst die nordische, dann die deutsche Götterfrage zur Darstellung. Es folgen: Nibelungen, Walthar von Aquitanien, Beowulf, Wieland der Schmied. Der 2. Band enthält: Hilbe und Gudrun, Dietrich von Bern, Ortrud und Wolf Dietrich aus der altnordischen Nibelungenfrage. In einem Anhange werden Betrachtungen über die Helensage und ihre Entstehung gegeben. Die beiden Bände gehören zu den besten Darstellungen auf diesem Gebiete. In leicht verständlicher Form versteht es der Verfasser den Leser zu fesseln. Besonders gut gelungen ist die Darstellung der Götterfrage, die in dieser klaren Form auch der Jugend verständlich sein muß. Jedes deutsche Kind müßte die in beiden Bänden enthaltenen Stoffe kennen. Daher wünschen wir, daß sie in keiner Schöler- und Volksbibliothek fehlen möchten.

(Schulpflege 1913. 11.)

**Bd. 44. Paul Rohrbach, Um Bagdad und Babylon.
Mit 6 Abb., Plänen u. 1 Karte. 110 S. Eleg. geb. Mk. 1.50.**

Der Verfasser löst seine Aufgabe aufs glücklichste; seine Beobachtungen und Befunde ruhen auf streng wissenschaftlichen Studien sowohl als auch auf einer tief eindringenden Kenntnis von Land und Leuten, den zurzeit bestehenden wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen und Zuständen; durchweg weiß Rohrbach seine Erläuterungen in lebendige Darstellung anzufügen; nirgends wird er trocken oder lehrhaft, auch da, wo er vom rein archäologischen Standpunkt ausgeht, weiß er zu fesseln, mag der Leser Fachmann oder Laie sein, in reifem oder jugendlichem Alter stehen.

(Staatsanzeiger f. Württemberg.)

Bd. 45. E. Reichmann, Vom Ursprung des Lebens.

Für Schüler höherer Stufen. Mit 18 Abb. Eleg. geb. Mk. 2.—

„Nichts ist mit Rätseln mehr umhüllt, als das Entstehen des Lebens, und nichts steht so fest, wie die Tatsache, daß alles, was entsteht, wieder vergehen muß. Zwischen diesen beiden Polen aber dehnt sich die unendliche Folge von Geschehnissen, die in ein einziges kleines Wörtchen zusammengefaßt „Leben“ heißen.“ Diesen Begriff des „Lebens“ dem Leser verständlich zu machen, hat sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt und diese Aufgabe in glänzender Weise durchgeführt. Reichmann schreibt über alle diese Dinge in seiner bekannten leichtverständlichen Sprache und gibt, was auch anzuerkennen ist, sein eigenes Urteil mit einer gewissen Zurückhaltung, indem er wohl weiß, daß die Fragen „sich den Grenzen nähern, die menschlichem Erkenntnisvermögen gezogen sind.“ Uebersichtliche Abbildungen tragen zu leichterem Verständnis der interessanten Probleme bei. Das kleine Werk kann — nicht allein Schülern — nur empfohlen werden. (Post 1913. Nr. 381.)

Bd. 46. Bernhard Kuhse, Im Schülerboot nach dem

Spreewalde. Pfingstfahrt des Gymnasial-Rudervereins „Kaiser Wilhelm“. Mit 55 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Walther Masche und 1 Karte. 128 Seiten. Eleg. geb. Mk. 2 —

Nicht die trockene Beschreibung einer Pfingsttour im Ruderboot, sondern eine anmutige, poetische Schilderung von Wiese, Wald und Wasser der von Spree und Dahme durchflossenen Gegenden, von Geschichte, Sage und Leuten der Mark, von den intimen Reizen und Eigenarten der märkischen Gewässer liegt vor uns. Ruhes Beschreibungen sind keine trockene Schulweisheit, sondern bieten Leben, frohes, frisches Jungleben. Die 35 prächtigen Bilder, nach photographischen Aufnahmen des Reisegefährten im Ruderboote, Dr. W. Masche, hergestellt, machen das Buch noch anheimelnder. (Blätter für pädagogische Literatur.)

Besseren Lesestoff kann die Jugend kaum finden. Das Buch forbert zum Rudersport und zum Wandern auf. Land und Leute werden prächtig geschildert. (Westpreussische Schulzeitung.)

Bd. 47. Heinrich Leo, Jungdeutschland. Wehrerziehung der deutschen Jugend. Mit 8 Abbildungen. 187 Seiten. Eleg. geb. Mk. 1.75

Es berührt sehr sympathisch, daß der Verfasser bemüht war, allen Jugendorganisationen und ihren guten Zielen gerecht zu werden. So oft begegnen wir Büchern, in denen die eine Form auf Kosten der anderen hervorgehoben wird. Ein Buch über Jungdeutschland aber darf keine Gruppe allein betradten, sondern nur das Ganze, und das hat der Verfasser glücklicherweise getan. Das Büchlein ist klar geschrieben. Es ist vortrefflich, nein, noch besser: es ist gut!

(Der Pfadfinder.)

Bd. 48. Bernh. Luther, Wanderungen durch den rheinisch-westfälischen Industriebezirk. Mit 13 Abbildungen. 135 Seiten. Eleg. geb. Mk. 1.75.

Der Verfasser besitzt in beneidenswertem Maße die Gabe, spröden Stoff lebendig und anziehend darzustellen. Ueber jenen vielverlästerten Bezirk erfahren wir soviel Schönes und Interessantes, daß wir ihn mit ganz neuen Augen ansehen. Hier aus der Vergangenheit wechseln mit Darstellungen aus der lärmenden Gegenwart ab; dazwischen gibt es phantasievolle Ausblicke in die Zukunft. Die verwickelten technisch-industriellen Vorgänge haben in verblassend schlichter und

einleuchtender Weise klargelegt. Das Buch bietet eine Heimatkunde des Industriebezirks, wie wir sie nur für alle Gauen unseres Vaterlandes wünschen sollten.

(Hannoversche Schulzeitung.)

Bd. 49. Konrad Wislicenus, Unsere Nibelungenfahrt.

Mit 13 Abbildungen und 1 Karte. Eleg. geb. Mf. 1.75.

Der Verfasser ist ein großer Verehrer des Nibelungenliedes und hat im Verlauf seiner Studien immer wieder den Wunsch empfunden, einmal den Weg zu gehen, den der Dichter viermal beschreibt, zuletzt als er die Nibelunge auf ihrer Todesfahrt begleitet. Es mußte schon an sich einen eigenartigen Reiz haben, seine Angaben nachzuprüfen. Zu diesem literarischen Interesse aber gesellte sich ein reines Wanderinteresse: geht dieser Weg doch durch ganz Süddeutschland hindurch von Worms über den Odenwald, durch Schwaben, Franken, über den Jura, durch Bayern und schließlich durch Oesterreich. Das gab Gelegenheit zu den mannigfachen landschaftlichen, völkereundlichen, geschichtlichen und staatsrechtlichen Beobachtungen und Vergleichen.

Bd. 50. Otto Seiffert, Heint. Schliemann, der Schatzgräber. Mit reichem Bilderschmuck u. Karten. Eleg. geb. M. 2.—

Aus dem Inhalt: Jugendspiele. — Die Erzählung vom Kampfe um Troja. — Heinrich der Schatzgräber. — Trübe Tage. — Die Krankheit. — In Hamburg. — Schiffsbruch. — In Amsterdam. — Schliemann lernt fremde Sprachen. — Glück im Unglück in St. Petersburg. — Der Brand in Memel. — Kaufmann u. Forscher. — Der Millionär. — Schliemann gräbt Troja aus. — Schliemann entdeckt die Goldschätze Mykenes — Mykenische u. kretische Kultur. — Schliemanns letzte Lebensjahre.

Der Verfasser verfolgt in seinem Buche einen doppelten Zweck: am Leben Schliemanns soll die Entwicklung eines ebenso tatkräftigen wie ideal gesinnten Mannes geschildert werden, der sich aus dürftigsten Verhältnissen zur höchsten Höhe des Lebens emporgearbeitet hat; aber zugleich soll der Leser an der Hand seines Werkes in die Kultur der mykenischen Zeit eingeführt werden.

Bd. 51. Hugo Schomburg, Harzfahrten. Mit 12 Abbildungen und 1 Karte. Eleg. geb. Mf. 2.—

Inhalt: Vorbemerkung des Herausgebers. — Allerhand Bleiben. — Standbleibe in Klaustral. — Aprilscherze. — Wambuschs Erzählung — Pfingsttage. — Herbstfahrt.

Als weitere Bände sind zunächst in Aussicht genommen:

Dir. Prof. Dr. G. Neuenendorff, Turnen, Spiel und Sport für deutsche Mädchen.

Bruno Hagedorf, Auf Tells Spuren.

Oberl. Dr. Berthau, Vom Meer zum Fels.

Dir. Dr. W. Stöwer, Aus Rübezahls Reich.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur

Augustastr. 36 Berlin - Wilmersdorf Augustastr. 36

Die Veröffentlichungen des unter hohem Protektorat stehenden „Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur“ haben in den 39 Jahren seines Bestehens in allen Gauen Deutschlands und weit über seine Grenzen hinaus die größte Anerkennung gefunden und sich in allen Schichten der gebildeten Gesellschaft, ja, selbst in den höchsten Kreisen und unter den gekrönten Häuptern Europas eine überaus stattliche Zahl treuer Freunde erworben.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ schrieben:

„Der Verein hat die ihm gestellte Aufgabe, in seinen Veröffentlichungen dem deutschen Volke eine gebiegene, edle, geistige Kost zu bieten, glänzend erfüllt. Er hat es wie kein zweiter verstanden, die führenden Geister auf dem Gebiete der verschiedenen Wissenszweige wie der schöngeistigen Literatur als Mitarbeiter an sich zu fesseln, so daß die 160 nunmehr vom Verein veröffentlichten Werke aus der Feder unserer hervorragendsten Schriftsteller, Forscher und Gelehrten ein klares Spiegelbild des geistigen Lebens unseres Volkes geben und die wechselnden Strömungen der deutschen Literatur deutlich erkennen lassen. Schriftsteller und Gelehrte, Forscher und Denker, deren Namen im deutschen Volke den besten Klang haben, sind durch ein oder mehrere hervorragende Werke im Verein vertreten. Der „Allgemeine Verein für Deutsche Literatur“ darf daher mit voller Befriedigung auf seine bisherige Tätigkeit zurückschauen.“

Mitglieder des „Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur“ erhalten seine Veröffentlichungen, die auch für die

**denkende reifere Jugend durchaus geeignet
sind, zu
ganz bedeutend ermäßigten Preisen!**

Eintritt kann jederzeit erfolgen.

Vereinsjahrgängen, sowie illustrierte Verzeichnisse der bisher zur Ausgabe gelangten 160 Vereins-Veröffentlichungen stehen jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Ein Buch für jeden Freund seiner deutschen Heimat.

Auf deutschen Landstraßen

von

Hermann Siegfried Rehm.

Mit 16 Abbildungen nach Originalzeichnungen
des Verfassers.

Zweite Auflage. 80. 305 Seiten. Brosch. Mk 6.—
Elegant gebunden Mk. 7 50.

Der durch seine kulturhistorischen Werke bekannte Verfasser widmet sein neues Buch der Romantik, wie sie uns überall dort entgegentritt, wo alte Kultur, vergangenes Leben, ehemalige Größe ihre sichtbaren Spuren zurückgelassen, aus denen sich diese Bilder voll stiller Schönheit und heimlicher Reize weben. Rehm führt uns durch Nord-, West- und Mitteldeutschland. Orte und Ortschaften wie Stendal, Tangermünde, Siegburg, Altena, Soest, Züllich, Königsmusterhausen, Saarburg, Torgau, Boms u. v. a., aber auch romantische Punkte am Rhein, an der Elbe, Elbe, Havel, Spree, Pfalz, Eifel usw. ziehen an unserm Auge vorüber.

Seine Reisebilder sind keine eintönigen Schilderungen. Es sind glänzende, seidengewirkte Gobelins, in denen es lacht und leuchtet, Schönheitsstempel, in denen Natur und Kunst sich in freudigem Verständnis die Hände reichen und worin die Menschen mit hellen Augen vor uns hintreten und uns zurufen: Was steht Ihr da und grübelst? Werft die Erbschwere von Euch! Kommt zu uns! Hier ist's schön! Möge das Werk die weiteste Verbreitung finden, soweit deutsche Herzen sich an deutscher Erde und deutscher Geschichte erfreuen!

(Ueberall. XIV. Jahrg., Heft 1.)

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur, E. V.
Berlin-Wilmersdorf, Augustastr. 16.

Schliemann, der Sprachenkenner.

Dr. Heinrich Schliemanns Werdegang gründet sich auf seine umfassenden, nach eigener, praktischer Methode erworbenen Sprachkenntnisse. Durch sie in erster Linie ist er in den Besitz der Mittel gelangt, die ihm erlaubten, seine Pläne zu verwirklichen, der Schatzgräber zu werden, als der er vorzugsweise im Andenken der Nachwelt fortlebt. Seine Lernweise ist, von ihm durchgesehen und gebilligt, für jedermann leicht faßlich dargestellt in der

Methode Schliemann zur Selbsterlernung fremder Sprachen

Ihr erster Grundsatz ist: Aus dem praktischen Leben für das praktische Leben. Sie läßt alle gelehrten Erörterungen als für praktische Sprachenlernung unnötig und hemmend beiseite, plagt den Lernenden nicht mit dem Ansivendiglernen grammatistischer Regeln oder aus dem Zusammenhang gerissener Einzelwörter, sondern führt ihn von Anfang an in die lebendige Sprache des täglichen Lebens und in das Wesen des fremden Volkes ein und lehrt ihn durch stets interessante, nie ermüdende, abwechslungsreiche Übungen das Denken in der fremden Sprache, dadurch deren geläufigen Gebrauch im Umgang mit Ausländern gewährleistend. Ihre Art der Aussprachebezeichnung ist unerreicht klar und leichtfaßlich. Dadurch, daß Texte aus jedem Lehrgang auf Sprechmaschinenplatten gesprochen worden sind, ist es jederzeit möglich, auch den lebendigen Vortrag eines Eingeborenen mit bester Aussprache anzuhören und an dessen Aussprache Zunge und Ohr zu üben.

Niemand lerne fremde Sprachen, ohne sich vor dem Beginn des Studiums von den Vorzügen der Methode Schliemann überzeugt zu haben.

Erschienen sind bisher:

Englisch	Vierte Auflage. 24 Lieferungen	Mark 24.—
Französisch	Dritte Auflage. 25 Lieferungen	Mark 25.—
Italienisch	Zweite Auflage. 22 Lieferungen	Mark 22.—
Spanisch	22 Lieferungen	Mark 22.—

Zu jedem Lehrgang sind acht Sprechmaschinenplatten geschaffen worden. Preis jeder Platte 3 Mark. Jede Platte wird einzeln abgegeben.

Probehefte zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

Auf Wunsch Lieferung gegen monatliche Teilzahlungen.

Verlag von Wilhelm Violet in Stuttgart.

Fig. 1.



Fig. 2.

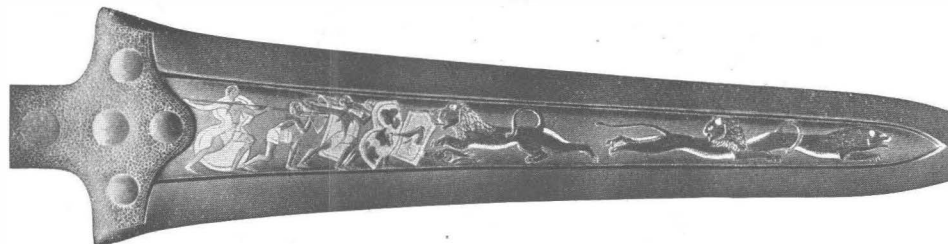


Fig. 4.

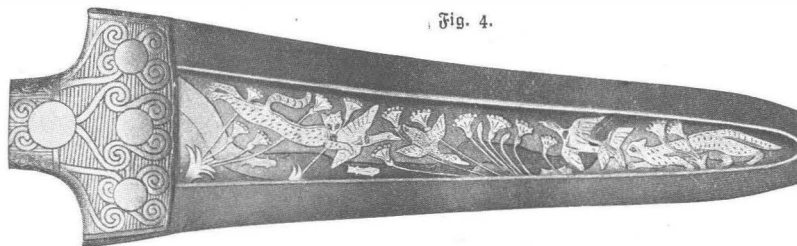


Fig. 2.



Mykenische und kretische Funde.

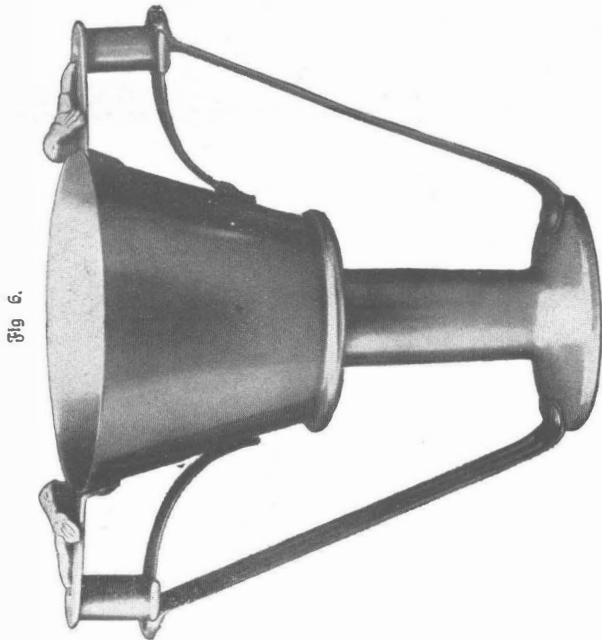


Fig. 6.

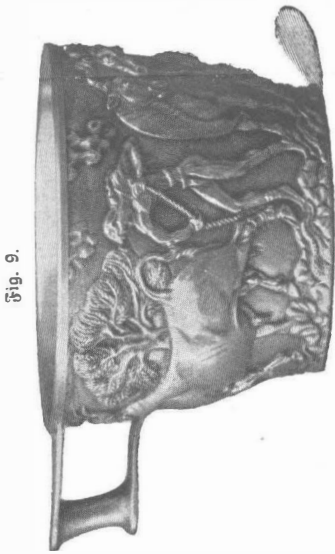


Fig. 9.



Fig. 7.

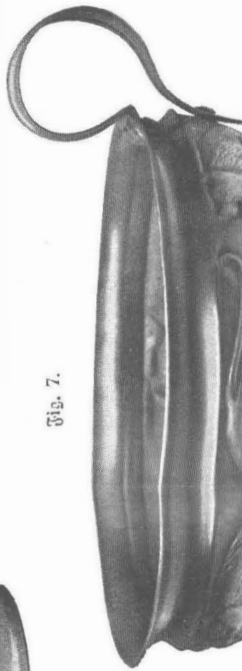


Fig. 10.

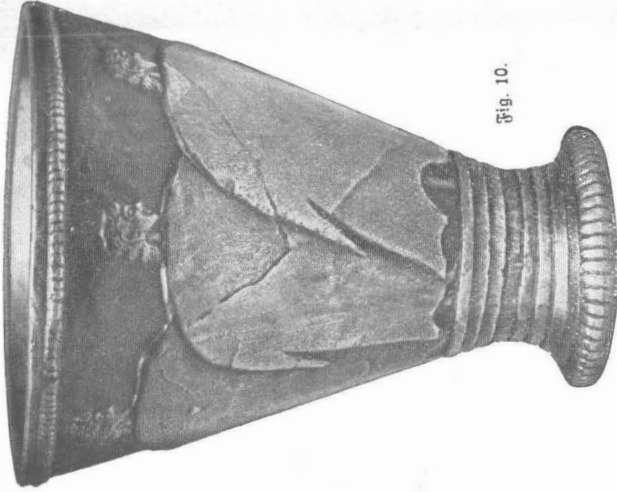


Fig. 11.



Fig. 8.

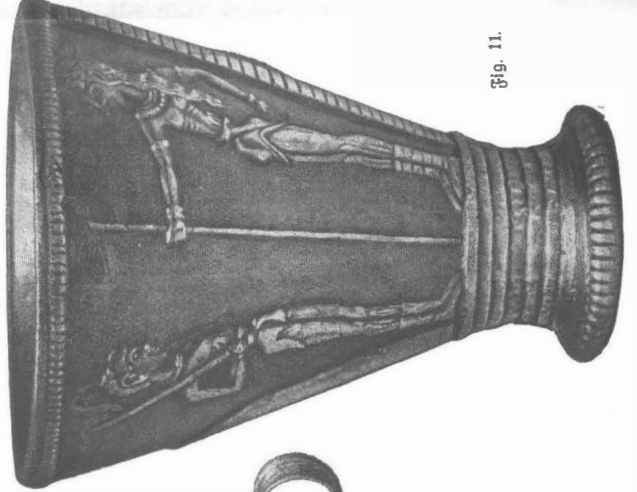


Fig. 5.

Sogenannter Nestor-
becher.

Fig. 7-8
Goldbecher aus
Mykene.

Fig. 9
Goldbecher aus
Vaphio.

Fig. 10-11
Specksteinbecher aus
hagia Triada auf
Kreta.

Fig. 1

Goldene Totenmaske
aus Mykene.

Fig. 2

Goldenes Frauen-
Diadem aus Mykene.

Fig. 3-4

Mykenische Dold-
klingen.

Fig. 5

Silberner Becher mit
Goldeinlage aus
Mykene.